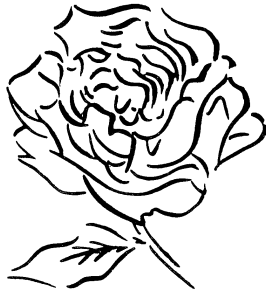


Carolinum

Historisch-literarische Zeitschrift



Jubiläumsheft

52. Jg. – Nr. 100

Göttingen

Winter 1988/89

Alle Rechte vorbehalten

Die Bezugsgebühren sind im Beitrag enthalten
Einzelheft 20,- DM

Herausgegeben von der Altschülerschaft des ehemaligen Carolinums Neustrelitz

Schriftleitung:

Dr. A. F. Wagner, Michel W. Ludewig
federführend für den Hauptteil
Günther Jonas, 3062 Bückeburg, Nelkenweg 8
Ruf 0 57 22 / 61 59

für die Vermischten Beiträge Frau Inge Schammel
3257 Lüdersen-Springe 5, Linderter Weg 16
Ruf 0 50 45 / 72 13

Gesamtherstellung: Göttinger Tageblatt GmbH & Co – Druckhaus Göttingen

INHALT

	Seite
Aufruf zur Bildung einer Altschülerschaft am Carolinum zu Neustrelitz 1934	7
Bericht über die Partnerschaft Schwäbisch Hall und Neustrelitz	9
Kietz- und Wieksiedlungen in Mecklenburg / von <i>Hans-Joachim Deppe</i>	14
Die deutsche Hanse / von <i>Fritz Köhncke</i>	44
Erinnerungen der Frau Ida von Heyden-Linden geborene von Oertzen an ihr Leben in Tützpatz und Neustrelitz	50
Johann Heinrich Voß / von <i>Annalise Wagner</i>	64
Maßmann & Nissen, Fritz Reuter und Lübeck / von <i>Werner Neugebauer</i>	68
Nuurdsee / von <i>Hannelore Hinz</i>	79
Das alte Lied vom Müritzstrand – Ernst Hamann in Sietow und Waren – von <i>Elisabeth Brüggmann</i> – „Altschülerschaft Waren (Müritz)“, Sitz Hamburg	80
Buchbesprechungen	89
Sommer / Aus „De Reis’ nah Bellingen“ / von <i>Fritz Reuter</i>	92
De Hasenslingen / von <i>Rodolf Tarnow</i>	93



Das neue Carolinum

Aufruf

zur Bildung einer Altschülerschaft am Carolinum zu Neustrelitz.

Ihrer eigenen Schülerzeit gedenkend, wenden sich die Unterzeichneten mit diesem Aufruf an die alten Schüler aller Jahrgänge des alten Gymnasiums Carolinum, der alten Realschule (Realgymnasium) sowie der jetzigen Doppelanstalt Carolinum (Gymnasium und Realgymnasium) und fordern sie auf, wie an so vielen anderen Schulen zu einer

Altschülerschaft

zusammenzutreten, die bereit und entschlossen ist, Bekenntnis zu ihrer alten Schule abzulegen und derselben ihre Dankeschuld abzutragen für die Grundlage der Bildung, die sie ihren Schülern mit auf den Lebensweg gegeben hat.

Der Zweck dieses Zusammenschlusses soll sein, die ehemaligen Schüler des jetzigen Carolinums und seiner beiden Mutteranstalten mit ihrer alten Schule wieder in Berührung zu bringen und für die Zukunft durch Herausgabe einer entsprechenden Zeitschrift und durch Veranstaltung gelegentlicher Zusammenkünfte mit dem geistigen und Gemeinschaftsleben derselben in Fühlung zu erhalten. Die Schule kann diese Verbundenheit mit den alten Schülern, die andere Schulen längst besitzen, nicht entbehren. Darum schließen auch wir die Reihen, wir alten Schüler vom Carolinum!

Eine Zahlkarte, lautend auf das Konto Nr. 1347 beim Postsparkamt Berlin, legt diesem Aufruf bei. Ein Mindestjahresbeitrag von 2.— RM (für solche, die noch nicht selbst verdienen, 1.— RM) macht Dich, lieber Kompennäler, zum Mitglied der Altschülerschaft. Die Beiträge sind alljährlich unaufgefordert bis zum 1. März einzuzahlen. Der jetzt eingezahlte Betrag gilt als Jahresbeitrag 1935. Bankkonto: Mecklenburgische Kredit- und Hypothekbank, Neustrelitz, Nr. 312310 (Depositenkasse).

Wir rechnen bestimmt auf Deinen Beitritt! Leg also diesen Aufruf nicht unerledigt beiseite, — er erledigt sich nicht von selber, — sondern fülle unterstehenden Abschnitt und Zahlkarte sofort sorgfältig aus! Deine alte Schule hat es um Dich verdient!

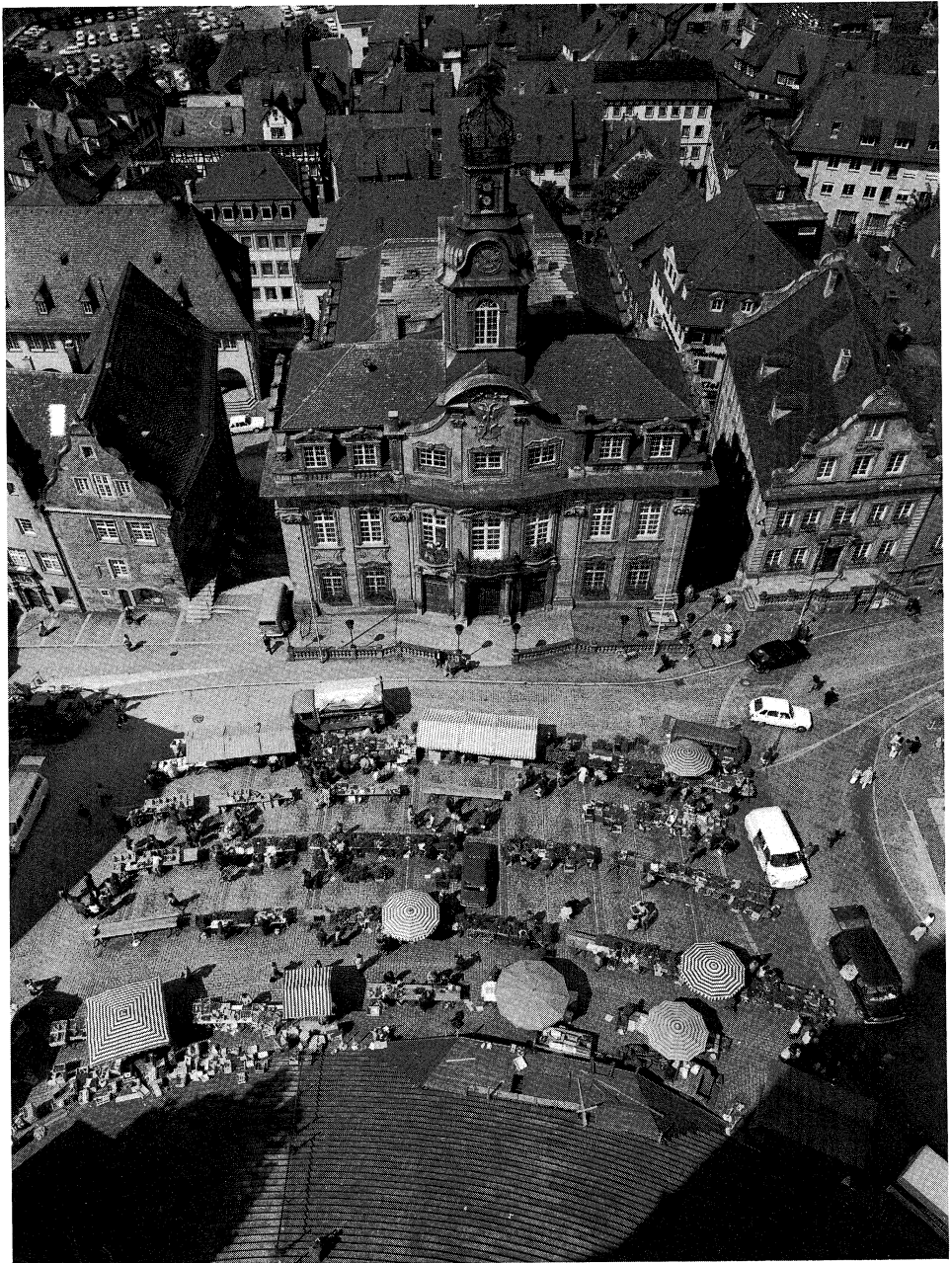
Neustrelitz, im Dezember 1934.

Dieser Aufruf wurde der Grundstein der Altschülerschaft des Carolinums. Ca. 200 Mitglieder wählten Stud.-Rat Johannes Köhler zum Schriftleiter jener Caroliner-Zeitung, die im Mai 1935 als Heft 1 herausgegeben wurde und im Juni 1944 mit Heft 18 ihr Erscheinen einstellte. 1945 hörte das Carolinum auf, als Lehranstalt zu existieren.

Im September 1956 wurde die Altschülerschaft fern der Heimat wieder ins Leben gerufen und die alte Schulzeitung erschien mit Heft 19/20 als Festzeitschrift „Caroliner-Zeitung, Blätter für Kultur und Heimat“. Im Sommer 1968 wurde das Bindeglied der Altschülerschaft in „Carolinum, Historisch-literarische Zeitschrift“ umbenannt, das mit dieser Weihnachtsausgabe als Heft 100 vorliegt.

Zu dieser Jubiläumsausgabe geht unser besonderer Dank an alle Mitarbeiter und Spender, die die Herausgabe der Zeitschrift ermöglichten.

Der Vorstand



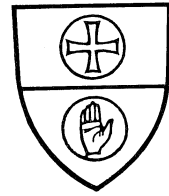
Schwäbisch Hall – Rathaus mit Vorplatz



NEUSTRELITZ

Deutsche Demokratische Republik

Bericht über die Partnerschaft Schwäbisch Hall und Neustrelitz



SCHWÄBISCH HALL

Bundesrepublik Deutschland

In den Vermischten Nachrichten in Heft Nr. 99 berichteten wir, daß sich eine Städtepartnerschaft Neustrelitz/Schwäbisch Hall anbahnt, wie sie bereits mit anderen Partnerschaften besteht.

Die ersten Gespräche beider Stadtvertretungen fanden im Februar d. J. in Schwäbisch Hall statt, wohin eine Abordnung aus Neustrelitz gereist war. Im April erwiderte eine Delegation unter Leitung des Oberbürgermeisters der Stadt Schwäbisch Hall, Karl Friedrich Binder, den Besuch in Neustrelitz und die Vereinbarungen über die Städtepartnerschaft zwischen den beiden Städten und das Protokollvermerk wurden paraphiert.

Am 18. Mai weilte eine Delegation aus Neustrelitz unter der Leitung des Bürgermeisters Dieter Franke in Schwäbisch Hall. In einer Festsitzung in der ehemaligen Hospitalkirche wurde die Städtepartnerschaft ratifiziert, nachdem die Stadtverordnetenversammlung von Neustrelitz ihr zugestimmt hatte. Am 8. Juni weilte die Abordnung des Gemeinderates von Schwäbisch Hall unter der Leitung von Oberbürgermeister Karl Friedrich Binder in Neustrelitz und ratifizierte hier ebenfalls die Partnerschaft im Friedrich-Wolf-Theater.

In seiner Ansprache unterstrich der Oberbürgermeister Binder zwei gemeinsame Ziele der Partnerschaft unserer Heimatstadt und Schwäbisch Hall vor der Stadtverordnetenversammlung: Den Frieden zu sichern und den Bürgern zwischen beiden deutschen Staaten die Begegnungen zu ermöglichen.

In seiner Erwiderung hob der Bürgermeister Dieter Franke den Stolz der Menschen hervor, der auf das Geschaffene, das Verbindende, das die Bürger beider Städte zu Verbündeten mache. Er sprach die Hoffnung aus, daß das Begegnen und Umgehen miteinander sich ständig vertiefen möge.

Nachstehend geben wir den Vertrag über die Städtepartnerschaft bekannt.

I.

Die Kreisstadt Neustrelitz und die Große Kreisstadt Schwäbisch Hall sind übereingekommen, eine Städtepartnerschaft zu begründen.

Mit ihr sollen in Anerkennung der besonderen Verantwortung beider deutscher Staaten zur Sicherung des Friedens und im Rahmen der kommunalen Möglichkeiten alle Schritte gefördert werden, die helfen, das Wettrüsten zu stoppen, den Prozeß der Abrüstung und der Entspannung dauerhaft zu sichern. Im Interesse des Lebens und der Zukunft ihrer Bürgerinnen und Bürger bekennen sich beide Städte zur Politik der friedlichen Zusammenarbeit von Staaten unterschiedlicher Gesellschaftsordnung, zur Vertrauensbildung und zur Gestaltung von Beziehungen guter Nachbarschaft zwischen der Deutschen Demokratischen Republik und der Bundesrepublik Deutschland.

Beide Seiten lassen sich dabei leiten vom Vertrag über die Grundlagen der Beziehungen zwischen der Deutschen Demokratischen Republik und der Bundesrepublik Deutschland vom 21. 12. 1972 und dem Gemeinsamen Kommuniqué über den offiziellen Besuch des Generalsekretärs des Zentralkomitees der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands und Vorsitzenden des Staatsrates der Deutschen Demokratischen Republik, Erich Honecker, in der Bundesrepublik Deutschland vom 7. bis 11. September 1987.



Schwäbisch Hall – Brückenturm

Die beiden Städte sind gemeinsam der Ansicht, daß das gegenseitige Kennenlernen der Vorstellungen, Bedürfnisse und des Lebens des anderen ein wichtiges Element aktiver Friedensarbeit ist. Deshalb ist der Aufbau gegenseitigen Vertrauens ein wichtiges Ziel dieser Städtepartnerschaft.

In diesem Sinne ist es der feste Wille beider Partner, den Dialog zwischen den Bürgerinnen und Bürgern von Neustrelitz und Schwäbisch Hall zu fördern und die Städtepartnerschaft durch vielseitige Begegnungen auszugestalten.

II.

Zur Verwirklichung der Ziele dieser Städtepartnerschaft bekunden beide Städte, ungeachtet ihrer Zugehörigkeit zu unterschiedlichen gesellschaftlichen Systemen und differenter politischer und ideologischer Standpunkte, den politischen Dialog und die

Entwicklung vielseitiger kommunaler Beziehungen vorrangig in folgenden Richtungen zu entwickeln.

- alle Aktivitäten zu unterstützen, die auf die Sicherung des Friedens, auf Abrüstung und Entspannung gerichtet sind und sich gegenseitig über den Beitrag und die Initiativen ihrer Städte für friedliche Nachbarschaft und Verständigung zu informieren,
- die Bürgerinnen und Bürger ihrer Städte mit der Geschichte, der Gegenwart und den Perspektiven der Partnerstadt, dem gesellschaftlichen Leben, insbesondere mit der sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklung bekanntzumachen,
- den Gedanken- und Informationsaustausch von Fachleuten kommunaler Einrichtungen über Fragen der Stadtplanung, des Wohnungsbaus, der Verkehrsentwicklung, des Schutzes der Umwelt und anderer kommunaler Angelegenheiten zu pflegen,
- den Austausch von Jugendgruppen zu fördern,
- Künstler, Volkskunstgruppen und Sportgemeinschaften aus der Partnerstadt in die Gestaltung von Veranstaltungen auf lokaler Ebene einzubeziehen.

In den Dialog und in den Meinungs- und Informationsaustausch sind die in den Vertretungskörperschaften beider Städte vertretenen Parteien und Organisationen sowie weitere gesellschaftliche Gruppen in geeigneter Weise einzubeziehen.

III.

Über die konkreten Maßnahmen und über die Realisierung stimmen die Partner jährlich Arbeitspläne ab und verständigen sich in geeigneter Form über deren Durchführung.

Beide Städte informieren ihre Bürgerinnen und Bürger über die Ziele der Städtepartnerschaft und über die Maßnahmen, die Gegenstand dieser Vereinbarung sowie der Jahrespläne sind.

Die Partner erörtern in regelmäßigen Abständen die Ergebnisse ihrer Städtepartnerschaft und beraten, unter Berücksichtigung des Standes der Beziehungen ihrer Staaten, über die Ausgestaltung der Partnerschaft.

Diese Vereinbarung tritt nach Beschlußfassung der Stadtverordnetenversammlung von Neustrelitz und des Gemeinderates von Schwäbisch Hall in Kraft und gilt auf unbestimmte Zeit.

Schwäbisch Hall, den 18. Mai 1988

Für die Stadt Schwäbisch Hall



Karl Friedrich Binder
Oberbürgermeister

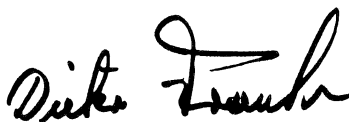
Neustrelitz, den 8. Juni 1988

Für die Stadt Neustrelitz



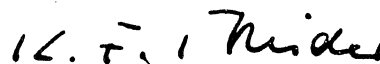
Dieter Franke
Bürgermeister und Vorsitzender des Rates

Für die Stadt Neustrelitz



Dieter Franke
Bürgermeister und Vorsitzender des Rates

Für die Stadt Schwäbisch Hall



Karl Friedrich Binder
Oberbürgermeister

Protokollvermerk

*zur Vereinbarung über die Städtepartnerschaft
zwischen der Stadt NEUSTRELITZ
in der Deutschen Demokratischen Republik
und der Stadt SCHWÄBISCH HALL
in der Bundesrepublik Deutschland*

1. Die in der Vereinbarung vorgesehenen Maßnahmen, insbesondere der Austausch von Delegationen, Gruppen und Personen, vollziehen sich im Rahmen der Städtepartnerschaft. Beziehungen eigenständiger Art werden zwischen Betrieben, Parteien und Organisationen oder anderen Gruppierungen durch die Städtepartnerschaft nicht begründet.
2. Die vereinbarten Maßnahmen der Zusammenarbeit, der Austausch von Delegationen und Materialien, werden auf der Grundlage der Gegenseitigkeit mit Zustimmung der zuständigen Organe beider Seiten durchgeführt und finanziert.
3. Die zu vereinbarenden Jahresarbeitspläne werden in Übereinstimmung zwischen beiden Partnern in der Regel bis Ende September für das folgende Kalenderjahr abgeschlossen.
4. Reisekosten für Delegationen und andere Gruppen trägt die entsendende Stadt, Honorare werden der gastgebenden Stadt, auch bei kulturellen Veranstaltungen, im Rahmen dieser Vereinbarungen nicht berechnet.
5. Aufenthaltskosten für die Unterbringung, Versorgung sowie für kulturelle und sportliche Programme werden durch die gastgebende Stadt getragen.
Für die Unterbringung der Gäste übernimmt die jeweils gastgebende Stadt die Verantwortung. Die Art der Unterbringung wird jeweils zwischen den beiden Seiten gesondert vereinbart.
6. Der Austausch von Jugend- und Sportlergruppen wird im Zusammenwirken mit dem Reisebüro der Freien Deutschen Jugend „Jugendtourist“ und seinen Partnern in der Bundesrepublik Deutschland bzw. mit dem Deutschen Turn- und Sportbund der Deutschen Demokratischen Republik und dem Deutschen Sportbund der Bundesrepublik Deutschland organisiert.

Schwäbisch Hall, den 18. Mai 1988

JAHRESARBEITSPLAN 1988

im Rahmen der Städtepartnerschaft, NEUSTRELITZ/SCHWÄBISCH HALL

Ausgehend von den inhaltlichen Zielstellungen, die in der Rahmenvereinbarung zur Ausgestaltung unserer Städtepartnerschaft enthalten sind, werden für das Jahr 1988 folgende Aktivitäten vorgesehen:

1. 16.–20. 5. 1988 Ratifizierung der Rahmenvereinbarung im Gemeinderat Schwäbisch Hall
Teilnahme einer Delegation aus Neustrelitz unter Leitung des Bürgermeisters
2. 7.– 9. 6. 1988 Ratifizierung der Rahmenvereinbarung in der Stadtverordnetenversammlung Neustrelitz
Teilnahme einer Delegation aus Schwäbisch Hall unter Leitung des Oberbürgermeisters
3. 7.–14. 8. 1988 Aufenthalt einer Jugenddelegation aus Schwäbisch Hall in Neustrelitz (20 Jugendliche)
(Organisation entsprechend den Grundsätzen des Protokollvermerks)
4. 5.– 8. 9. 1988 Aufenthalt einer Delegation aus Schwäbisch Hall in Neustrelitz zum weiteren Gedanken- und Informationsaustausch und zur Erarbeitung des Jahresarbeitsplanes 1989
5. Monat Okt. '88 Aufenthalt einer Jugenddelegation aus Neustrelitz in Schwäbisch Hall (20 Jugendliche)
6. 10.–13. 11. 1988 Durchführung eines Sportvergleichs in der Disziplin Frauenhandball
oder
12.–20. 11. 1988 ballmannschaft aus Neustrelitz

Schwäbisch Hall, den 18. Mai 1988

Kietz- und Wieksiedlungen in Mecklenburg

Von Hans-Joachim Deppe

1. Einführung

Nachweise über Entstehung und Verbreitung von Kietz- und Wieksiedlungen in Mecklenburg gestalten sich schwierig. Neben der überaus dürftigen Quellenlage kommt hinzu, daß der Ursprung für beide Siedlungsformen wahrscheinlich außerhalb Mecklenburgs zu suchen ist. Kietzsiedlungen hatten ihren Schwerpunkt anscheinend in Brandenburg (Krüger 1962, p. 17) während Wieksiedlungen im westfälisch-niedersächsischen Raum verbreitet waren (Schütte 1976, p. 199). Beide Siedlungsformen sind somit möglicherweise in Mecklenburg nicht originär.

Bei beiden Siedlungsformen hat es sich zunächst um Burgdienstsiedlungen gehandelt, wobei sich im Laufe der Zeit ein Bedeutungswandel bei Bezeichnung und Funktion eingestellt haben muß, indem im 15. Jahrhundert beide Siedlungsformen zu Vorstadtsiedlungen mit niedrigerem sozialen Status absanken. Beide Siedlungsformen sind nur sprachlich aber nicht typologisch zu unterscheiden. Auch scheint eine gewisse zeitliche Übereinstimmung bei ihrer Einführung vorgelegen zu haben.

Besondere Schwierigkeiten ergeben sich aus dem Umstand, daß beide Bezeichnungen erst relativ spät in den Überlieferungen auftauchen. Anscheinend spielte bei der Begriffsbildung der lateinische Ausdruck „vicus“ eine entscheidene Rolle. Dieser Ausdruck ist nicht exakt zu übersetzen. Die Palette der Deutungen ist breit gefächert und reicht von „Gang, Gasse, Vorstadt, Handelsplatz, Kaufmannssiedlung, Weiler, Gehöft bis zu Siedlungskomplex, Zufluchtsort, Dorf, Flecken, Stadt“ (Haucke 1954, Lisch 1841, p. 94, 1863, p. 307, Grotefend 1890, Kück 1967, Schütte 1976). Herrmann (1968, p. 238) versteht unter „vicus“ eine befestigte Vorburgsiedlung als Dienstsiedlung der feudalen Oberschicht. Bollnow (1964, p. 70) sieht im „vicus“ gleichfalls einen Burgflecken als Dienstleistungssiedlung. Übereinstimmung besteht bislang dahingehend, daß es sich bei Kietz- und Wieksiedlungen ursprünglich um Dienstleistungssiedlungen für Burgen gehandelt hat. Der „Alte Kietz“ oder die „Alte Wiek“ gehörten nach allgemeiner Auffassung im 12. und 13. Jh. immer unmittelbar zum Bereich einer Burg (Ludat 1936, p. 119, Herrmann 1968, p. 151, Müller-Mertens 1955/56, p. 193, Ludat 1955, p. 44, Enders 1986).

Über Entstehung und Entwicklung beider Dienstsiedlungsformen ist es hingegen zu Kontroversen gekommen, die offenbar noch nicht behoben sind. Zunächst verwies Schmidt (1926, p. 96) darauf, daß bei allen slawischen Burgen im 11. Jh. sogenannte Dienstdörfer existierten. In einer grundlegenden Arbeit hat Ludat (1936) die Kietze als Reste von ursprünglichen slawischen Burgdienstsiedlungen definiert, denen die Wieksiedlungen entsprochen haben. Ludat deutete die Wieken als slawische Suburbien oder Marktsiedlungen während die Kietze auf einer niederen Entwicklungsstufe verblieben. In dieser Deutung folgte ihm Bilek (1959, p. 234), Ludat (1936, 1955, 1973, p. 77) vertrat weiterhin die Auffassung, daß die Slawen bereits im 11. Jh. die frühdeutsche Bezeichnung „Wiek“ (entlehnt von „vicus“) synonym für Stadt (Vorburgsiedlung) verwendet haben.

Herrmann (1968, p. 238) ist der Ansicht, daß es sich bei den Kietzen und Wieken um Burgdienstsiedlungen gehandelt hat, die im Zeitraum der Umwandlung von der slawischen Burgbezirksverfassung zur frühdeutschen Kastellanverfassung geschaffen worden sind (ca. 1170 bis 1200), wobei Wieken bei Burgen der obotritischen Adlesschicht entstanden seien, hingegen Kietze als Dienstsiedlungen bei frühdeutschen Burgen. Müller-Mertens (1956)

stufte Kietze als vorkoloniale Suburbien beziehungsweise slawische Vorstadtsiedlungen ein. Ludat (1955) sah in der „wic“ später eine vorkoloniale slawische „civitas“. Die Übertragung von „Gasse“ aus „vicus“ für Wiek erklärt sich vielleicht aus dem Umstand, daß die Wiek als Dienstsiedlung stets aus einer einzigen Gasse bestand (Bollnow 1964).

Gegen die Ansicht von Ludat (1936), daß es sich bei den Kietzen um aus slawischer Zeit tradierte Burgdienstsiedlungen gehandelt hat, wandte sich Krüger (1962). Er sah in den Kietzen askanische Burgdienstsiedlungen aus frühdeutscher Zeit. Eine wichtige Stütze für diese Aussage ist das Überwiegen frühdeutscher Keramik in den alten Kietzen. Von 71 untersuchten Kietzen führten nur noch 14 slawische Keramik. Fritze (1982, p. 375) vermutet indessen bei den Kietzen eine slawische Wurzel. Auch Ludat (1973, p. 78) bleibt bei seiner Ausgangsthese.

Der Bedeutungswandel bei „Wiek, Wic“ ist noch nicht vollständig geklärt. Nach Planitz (1943, 1965) war die „Wiek“ eine deutschrechtliche Kaufmannssiedlung. Ludat (1973) vertritt die Auffassung, daß nach wie vor die „Entlehnungstheorie“ Gültigkeit habe, wonach die Bezeichnung „Wiek“ auf „vicus“ zurückgeht. Köbler (1973) führt demgegenüber aus, daß dem lateinischen Wort „vicus“ in der Regel die nationalstaatlichen Wörter „-dorf, wilare, gazza“ entsprechen. Nur vereinzelt in sächsischen Stammesgebieten war anstelle von „-dorf“ ursprünglich anscheinend stärker das Wort „Wiek“ verbreitet. Jankuhn (1973, p. 309) hat die bestehende Diskrepanz klar umrissen, indem er sinngemäß sagt, daß der antike „vicus“ als Klein- und Vorstadt ein handwerklich-kaufmännisches Gepräge aufweist, während in den Quellen der karolingischen Zeit „vicus“ als Synonym für Dorf als Gruppensiedlung ohne ersichtlichen Bezug zur kaufmännischen Ansiedlung gedeutet wird. Trotzdem ist nach den Quellen im 9. Jh. bereits zwischen bäuerlichen und handwerklich-kaufmännischen „vici“ zu unterscheiden. Die letzteren wurden durch einen „comes vici“ oder „praefecti vici“ geleitet. Dieser Differenzierungsprozeß leitete über zum „vicus teutonicorum“, wie er als Siedlungselement und Keimzelle für die spätere Stadtentstehung im 12. Jh. bei bedeutenden slawischen Burgen entstanden ist. Diese „vici“ wurden wohl in der Regel aufgrund grundherrschaftlicher Marktgründungen gebildet.

Die Entwicklung der mit dem Begriff „Wiek“ umschriebenen Siedlungen hat Schütte (1976) ausführlich dargestellt. Danach liegt sprachlich ein germanischer Ursprung vor und kein Lehnverhältnis zu „vicus“. Diese Auffassung ist jedoch umstritten (Ludat 1973, p. 78, Warnke 1977, p. 91, Kück 1967, p. 773). Zunächst hatte nach Schütte das Wort „Wiek“ die Bedeutung von „Grenzgraben, Bucht oder Befestigung“. Ferner war es eine Siedlungs- und Flurbezeichnung, später dann ein Sonderrechts- oder Immunitätsbezirk. Hieraus leitete sich das Recht der „immune curia“ ab, das grundherrschaftliche Immunitätsrecht manifestiert im „Wichelde“ (Weichbild-Recht), aus dem später das Stadtrecht entstand (MUB III, p. 497 „ius civitatis, quod wicbeleda dicitur“). Allerdings scheint das „wicbeleda“-Recht bevorzugt bei kleineren Städten angeführt worden zu sein, so bei Wesenberg (MUB 8026), Marlow (MUB 9815), Tessin (MUB 9873) oder Brüel (MUB 10068).

Seit 814 ist die Bezeichnung „Wiek“ als Siedlungsform in Westfalen bekannt. Im 10. Jh. verstand man darunter sowohl die ländliche Gruppensiedlung als auch den Einsiedelhof. Im Gegensatz zur freien westelbischen Wiek war die ostelbische Wiek immer eine grundherrschaftliche Gründung (Schütte 1976). In einer grundlegenden Arbeit über die norddeutschen Wiefsiedlungen kommt Warnke (1977, p. 72) zu folgender zeitlicher Einteilung, die den Bedeutungswandel des Begriffes „Wiek“ anschaulich macht:

1. Stufe: Suburbane Siedlungen („vici“) des 12./13. Jh.
2. Stufe: Dienstsiedlungen des 13./14. Jh. („vicus“ oder „Wiek“)
3. Stufe: Vorstädte seit dem 14. Jh.

Warnke ist der Auffassung, daß die Verwendung von „vicus“ für suburbane Siedlungen des 12./13. Jh. im Gegensatz zur Benutzung von „Wiek“ oder „vicus“ für Dienstsiedlung und Vorstadt eher zufällig gewesen ist. Nach seinen Untersuchungen ist kein Fall

bekanntgeworden, wo aus einem suburbanen „vicus“ des 12. Jh. eine Wiek entstanden ist. Aus diesem Grunde sollte zur Vermeidung von Irrtümern die deutschrechtliche Kaufmanns- und Gewerbesiedlung des 12./13. Jh. nicht lediglich als Wiek sondern als „vicus teutonicorum“ bezeichnet werden.

Trotz der Verschwommenheit des Ausdruckes „vicus“ (Warnke 1977, p. 87), indem anscheinend oft Zusatzbezeichnungen erforderlich waren zur Kennzeichnung der Funktion („vicus slavorum“, „vicus teutonicorum“, „vicus quod dicitur wic“, „vicus quod dicitur kyz“ u. a. m.) bestanden doch im Sinne von Jankuhn (1973) bereits frühzeitig bestimmte Differenzierungsansätze. So war der „vicus teutonicorum“ stets streng getrennt vom „vicus slavorum“. Für die Dienstleistungssiedlungen (Warnke 1977, Stufe 2) trifft allerdings die Charakterisierung von Bollnow (1964, p. 70) zu, wonach „die Wiek der Sache nach ein vicus ist, aber nicht jeder vicus kann als Wiek gedeutet werden“.

Von 34 untersuchten Wiefsiedlungen der Stufe 2 nach Warnke (1977, p. 87) im südlichen Ostseeküstenraum wies der überwiegende Teil eine gemischte slawisch-frühdeutsche Keramik auf und kam sowohl mit der Bezeichnung „vicus“ als auch „Wiek“ vor. Teilweise waren diese Siedlungen, als sie mit der Bezeichnung „vicus“ hervortraten um 1200 bereits Wüstungen oder unbedeutende Dörfer. Vielleicht rührt von diesem Umstand die Gewohnheit her, in Mecklenburg Burgwälle allgemein als „Wiek“ zu bezeichnen (Lisch 1841, Beyer 1872).

Die Wiefsiedlungen erschienen vorher als „villa“ oder „locus“ beziehungsweise auch als „locus suburbii“ (Warnke 1977, p. 76). Während von den suburbanen „vici“ nur noch wenige Spuren vorhanden sind, konzentrierten sich die nachfolgenden Wiek-Dienstleistungssiedlungen vorwiegend auf den Raum des ehemaligen Fürstentums Rügen und auch des Herzogtums Pommern mit Schwerpunkt im Odermündungsareal. Ihre Entstehung fällt in den Zeitraum des 2. und 3. Viertels des 13. Jh. (Warnke 1982). Diese Wiek-Dienstleistungssiedlungen waren offensichtlich Neuschöpfungen des Feudaladels.

Enders (1986, p. 56) hat bei den Kietzsiedlungen auf einen Widerspruch bei den Überlegungen von Krüger (1962, p. 99) aufmerksam gemacht. Nach Grimm (1966, p. 283) kommen die Kietze im Herkunftsbereich der Askanier nicht vor. Somit dürfte es sich bei den Kietzen um Dienstleistungen gehandelt haben, die vermutlich schon in allen westslawischen Stammesgebieten im 11. und 12. Jahrhundert als Burgdienstleistungen existierten, möglicherweise bereits mit der Bezeichnung „Kietz“. Sie sind im Zuge der deutschen Ostexpansion zusammen mit den Burgen übernommen worden. Bei Verlegung der Burgen wurden die Kietze mitverlegt oder auch neu angelegt.

Kietze scheinen die ältere Form der Dienstleistungsdörfer gewesen zu sein. Sie wurden anscheinend besonders von den Askaniern übernommen und forciert. Für Kietze gibt Ludat (1936, P. 200) folgende Charakterisierung:

Kietze lagen immer in der Nähe einer Burg. Bevorzugt wurde eine Gewässerrandlage. Der slawische Charakter dieser Siedlungen war unverkennbar. Verlagerungen bei Stadtgründungen bildeten die Ausnahme. Die Siedlungen wiesen keine klaren Grundrisse auf. Rechtlich gehörten sie immer zur Burg und waren stets klar von der Stadt abgegrenzt. Kietze hatten eigene, erbberechtigte Schulzen. Die Bewohner waren in ihrer Freizügigkeit eingeschränkt. Es hielten sich Reste von slawischer Rechtsauffassung.

Nach Mielke (1913) wurde die Mehrzahl der Kietze in Gassenformen angelegt. Dies entsprach in der Form dem alten slawischen Dorf. Nach Krüger (1962, p. 60) waren die Kietze eine Folge des Burgenbaues. Nur bei 5 Kietzen waren in Brandenburg keine Burgen nachweisbar. Hier waren wohl Rechtsbeziehungen zu Adelssitzen maßgeblich. Kietze waren von Suburbien (Marktflecken, Burgmärkten) stets streng separiert. Sie enthielten weder Märkte noch Handwerker (Krüger 1962, p. 57).

Die gleichen Kriterien galten auch für die Wicken als Dienstleistungssiedlungen (Ludat 1936). Allerdings ist Ludat der Meinung, daß Wiefsiedlungen vom deutschen Feudaladel

speziell für Slawen eingerichtet worden sind. Im Gegensatz zu den Kietzen ist bei den Wicken allerdings der Begriffswandel zu berücksichtigen, da der „vicus“ auch für Suburbien, Burgmärkte und Vorburgsiedlungen galt. Der „vicus“ umfaßte im 12. Jh. noch gleichsam die gesamte Breite der einzelnen Siedlungsformen. Den Beginn des Differenzierungsprozesses setzt Schmidt (1926) bei den Dienstdörfern in das 12. Jh. In Polen bestand nach seinen Untersuchungen eine Einheit von Burgbezirk und Kastellanei. Das Dienstdorf teilte sich schon sehr früh in zwei Gruppen. Die unmittelbar zur Burg gehörende Siedlung umfaßte Fischer und Bauern. Sie dienten direkt der Versorgung von Herrschaft und Burgbesatzung. Aus ihnen entwickelten sich bei den westslawischen Burgen die Kietze. Etwas weiter entfernt angelegt von der Burg war die Siedlung der Handwerker (Falkner, Gärtner, Goldschmiede und sonstige Handwerker). Aus diesen Siedlungen entstanden nachfolgend die Suburbien („vici“) als kaufmännisch-handwerkliche Vorburgsiedlung.

Der Name „Kietz“ (wahrscheinlich abgeleitet vom slawischen „chyz“=Hütte, Haus) wurde als Lehnswort für Burgdienstsiedlung ins Deutsche übernommen (Enders 1986) und bürgerte sich ein, wie der Ausdruck „wic“ im Slawischen als Synonym für Suburbium beziehungsweise „vicus“ sich durchsetzte (Ludat 1936). Da bei den Kietz- und Wick-Dienstleistungssiedlungen in der Regel eine Gewässerrandlage vorhanden war, bildeten die Fischer zwangsläufig für diese Siedlungsform die charakteristische Berufsgruppe.

2. Burg, Stadt, Dienstsiedlung

In Mecklenburg sind nur wenige Vorburgssiedlungen mit der Bezeichnung „vicus“ aus dem 12. Jh. bekanntgeworden. Es handelt sich um Marlow 1179 (MUB 127), Behren-Lübchin 1184 (Saxo), Teterow 1171(?), Rostock 1189 (MUB 147) und wahrscheinlich auch um Malchow 1147, 1164 (Lisch 1867). Synonym für „vicus“ scheinen auch die Bezeichnungen „suburbium“, „villa“, „locus“ oder „portus“ verwendet worden zu sein (Planitz 1943, 1965) und zwar im Sinne von Handelsplatz oder Marktplätzen. In diesem Zusammenhang lassen sich bei mehreren Burgen derartige „vici“ nachweisen. Beispielsweise gilt dies für Alt-Schwerin, Alt-Güstrow, Alt-Röbel oder Alt-Malchow. Damit wird aber zugleich erkennbar, daß sich in der frühen Phase des 11. und 12. Jh. der Begriff des „vicus“ in Form der Dienstleistungssiedlung nicht eindeutig trennen läßt von der Vorburgsiedlung (Suburbium).

Der bei Schmidt (1926) beschriebene Differenzierungsprozeß in den westlichen slawischen Siedlungsgebieten trat offenbar erst ein mit dem Übertritt des slawischen Feudaladels zum Christentum, in dessen Gefolge der Feudalisierungsprozeß intensiviert wurde. In diesem Zusammenhang wurden meist außerhalb der Burgen, teilweise in den Suburbien Burgwardkirchen errichtet (Schmaltz 1907, p. 180). Interessanterweise lagen auch die slawischen Tempel in der Regel vor den Burgen. Herrmann (1970) erklärt dies mit den großen sozialen Spannungen, die zwischen Grundadel und Bevölkerung herrschten. Auf diese Weise war es möglich, die Bevölkerung vom Burginneren fernzuhalten. Ein Beispiel für diese Entwicklung bietet Alt-Oldenburg in Holstein (Herrmann 1970, Abb. 83). Bekanntlich war diese Burg das Stammeszentrum der Wagrier, bevor die Residenz um 1150 nach Alt-Lübeck verlegt wurde. Die Residenz zu Alt-Lübeck zur Zeit des Obotritenherrschers Heinrich (1093–1127) demonstriert bereits den Stand des Differenzierungsprozesses, wie er sich im Verlaufe der ersten Hälfte des 12. Jh. vollzogen hat (Neugebauer 1973, Kempke 1984). Vor der eigentlichen Burg Alt-Lübeck (Urbs Liubice) lag das Suburbium in Form einer Handwerkersiedlung (Abb. 1). Später führten die Suburbien in der Regel die Bezeichnung „villa antiqua“ und gehörten in der Stadtbildungsphase zum Bereich der sogenannten „Burgfreiheit“. Das „villa antiqua“ verblieb stets im unmittelbaren Rechtsbereich des Burgherrn.

Nördlich der Burg Alt-Lübeck lag praktisch ein „Kietz“ als Dienstleistungssiedlung. Burgfreiheit (Suburbium) und Kietz schränkten den Bewegungsspielraum der Kaufmannsiedlung generell ein. Westlich der Burg und eindeutig von allen Vorburgsiedlungselemen-

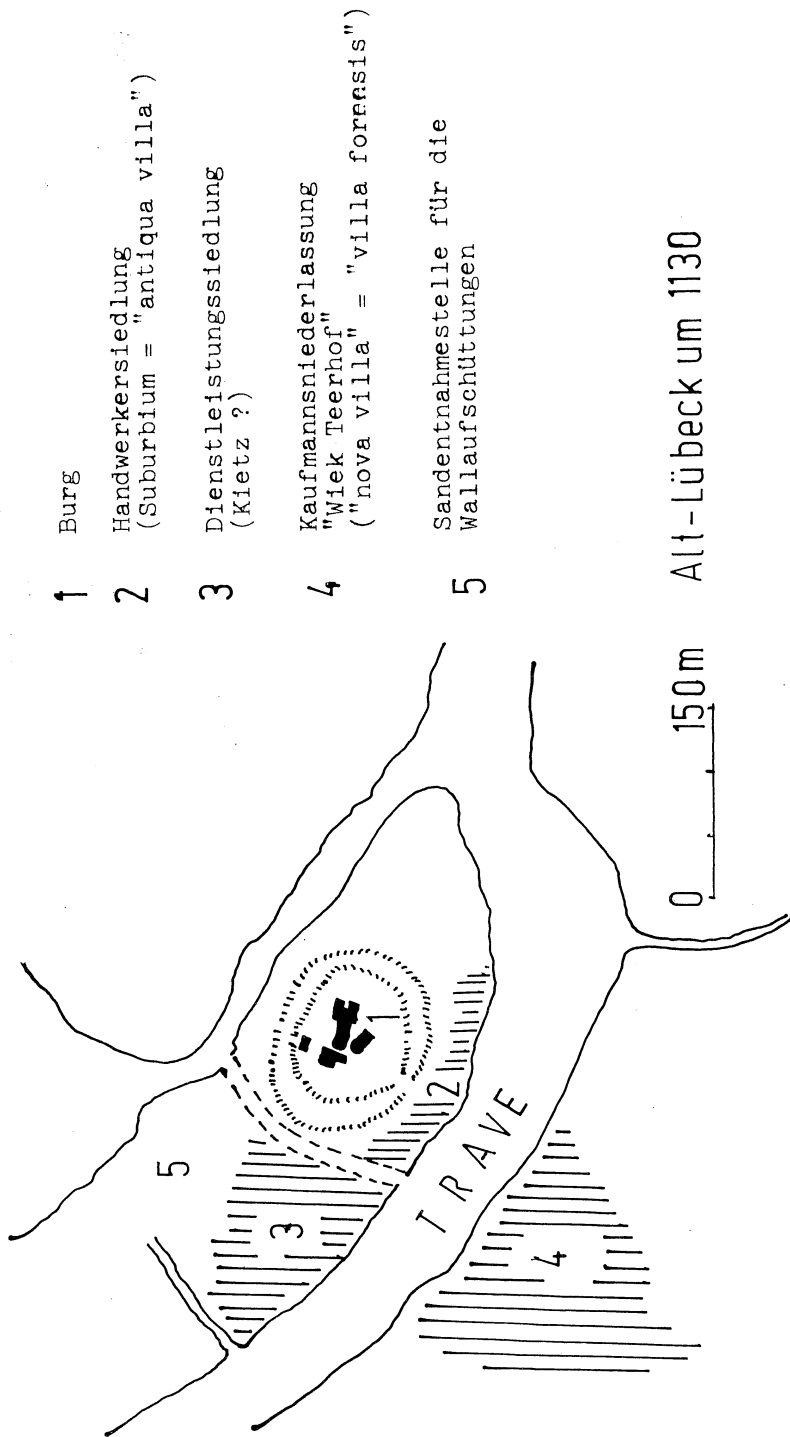


Abb. 1: Siedlungselemente der Residenzburg Alt-Lübeck (Urbs Lübbice) um 1130 (Rekonstruktionsversuch nach Angaben von Neugebauer 1973 und Herrmann 1982)

ten getrennt befand sich die „Wiek Teerhof“ (Tilemann Stella - Karte G. St. A. Schwerin). Diese „Wiek“ war eine frühdeutsche Kaufmannssiedlung („vicus teutonorum“). Der Slawenchronist Helmold (I, 48) bezeichnete sie als „colonia non parva mercatorum“. Sie bildete nachfolgend die Keimzelle für die Stadtentwicklung. Im Falle von Lübeck wurde der „vicus teutonicorum“ 1143 auf den Hügel „Buku“ rund 6 km südlich verlegt und lag nach 1158 im Schutze der schauenburgischen beziehungsweise welfischen Burg (Neugebauer 1973).

Die deutschrechtlichen „vici“ führten anfänglich den Namen „villa nova“ oder villa forensis“. Die alte Fassung „villa forensis“ erscheint noch 1312 in einem Vertrag des norwegischen Königshauses mit den norddeutschen Seestädten. Hier wurde über Gerechtes verhandelt, die aufgrund alter Privilegien in diesen Handelsplätzen bestanden (MUB 3528). Alt-Lübeck (Olden Lübeck) war definitionsgemäß im Jahre 1138 noch eine Burgstadt (Herrmann 1982, Stufe 2). Der „vicus teutonicorum“ muß schon relativ früh als besonderer Immunitätsbezirk mit eigenem Recht („wicbeled“-Recht) aus dem Bereich der „immune curia“ ausgegliedert worden sein. In Magdeburg existierte um das Jahr 1000 sogar eine „Immunitätsmauer“ (Nickel 1958, p. 321).

Bei Errichtung der späteren „Bürgerstadt“ im 12./13. Jh. wurde der „vicus teutonorum“ früher oder später mit dem Suburbium vereinigt. Bereits 979 vollzog Kaiser Otto I. diese Vereinigung in Magdeburg (Planitz 1965, Nickel 1958, p. 320). Aus der Endphase der Burgstädte sind erwartungsgemäß nur noch wenige Spuren vorhanden. Das gleiche gilt auch für die Frühphase der Bürgerstadt. Vielfach ist man daher auf die Deutung indirekter Hinweise angewiesen.

Suburbien („villae antiquae“) lassen sich noch bei mehreren meckelnburgischen Städten nachweisen, so beispielsweise für Güstrow (MUB 541: „Albertus de antiqua villa“ 1242), Röbel (MUB 2503: „antiqua villa de robele“ 1298), Malchow (MUB 2507: „antiqua villa de malechowe“ 1298) oder Burg Stargard (MUB 833: villa antiqua stargardensis“ 1244). Für Malchow ergibt sich aus MUB 2507 eindeutig, daß es sich beim Kloster Malchow um das „villa antiqua“ gehandelt haben muß, denn das Nonnenkloster aus Neu-Röbel wurde 1298 auf Weisung des Schweriner Bischofs in das „villa antiqua“ verlegt. Es ist möglich, daß jenes „villa nostra malekin“ des Herzogs von Werle 1318 (MUB 4005) nicht die Stadt (Altstadt = „vicus teutonicorum“) war, sondern noch das „villa antiqua“ vor der Burg, die in Malchin nachweislich bis 1372 existierte. Vielleicht ist der Stadtgrundriß für Malchin (Balsleben 1726, Deppe 1987), der streng nach den Regeln des Normalplanschemas angelegt worden ist, ein Produkt des 14. Jh. Vordem hat es wahrscheinlich in Malchin im Jahre 1236 eine „Neustadt“ („vicus teutonicorum“) und ein Suburbium („villa antiqua“) mit frühdeutscher Burg gegeben, die später zusammengelegt worden sind. Ein möglicher Hinweis hierfür könnten das „Alte“ und das „Neue Rathaus“ von Malchin sein (Deppe 1987).

Bei der Bürgerstadt vollzog sich die Entstehung der Locations - oder Rechtsstadt offenbar in mehreren Stufen (Herrmann 1982, p. 176, Stufe 4). Zunächst wurde in der Regel der „vicus teutonicorum“ privilegiert. Gegenüber den alten slawischen Burgstädten (teilweise basierend auf Suburbien mit Markt und Krug in Form von slawischen Frühstadtsiedlungen, in Einzelfällen bereits mit Burgwardkirchspielen wie in Malchow oder Behren-Lübchin) wurden die privilegierten „vici“ als „Neustädte“ bezeichnet. Dies galt beispielsweise für Malchow, wo 1235 die deutschrechtliche „Wiek“ = „vicus“ unter der Bezeichnung „Nova civitatis de malechowe“ durch Fürst Heinrich Borwin II. das Schweriner Stadtrecht verliehen bekam (MUB 433). Ebenso wurde wahrscheinlich schon 1217 die Neustadt von Röbel zur Locationsstadt erhoben (Schröder 1741 p. 517, Deppe 1987). In einer zweiten Stufe, anscheinend im 1. und 2. Quartal des 13. Jh. wurden die Suburbien („villae antiquae“), nachdem sie durch weiteren Siedlerzustrom angewachsen waren, ebenfalls zu Städten erhoben mit eigener Markt-, Gerichts- und Ratsverfassung. Nunmehr kehrten sich die sprachlichen Bezeichnungen um. Die Mitte bis Ende des 12. Jh.

privilegierten deutschrechtlichen „vici“, entstanden aus den „villae novae“ und bis dahin als „Neustädte“ bezeichnet, führten fortan den Namen „Altstädte“. Diese Entwicklung läßt sich mit zahlreichen Beispielen in Mecklenburg belegen. So wurde im 14. Jh. die auf der Insel in der Malchower Reke gelegene „nova civitatis de malechowe“ (1235) die „Altstadt“ mit „Altem Markt und „Altem Rathaus“. Die gleiche Entwicklung vollzog sich beispielsweise bei Güstrow (Struck 1938), Parchim, Schwerin (Schlie 1899), Wismar, Waren, Rostock oder Burg Stargard.

Diese Entwicklung erreichte indessen bei den einzelnen Städten verschiedene Reifegrade. Bei Malchow beispielsweise wurde das Suburbium (Kloster Malchow) aus mehreren Gründen nicht zur Neustadt erhoben (Deppe 1987). Die spätere Neustadt von Malchow auf dem Nordufer war ein Produkt des 18. und 19. Jh. So wurde die Stadtkirche erst nach 1816 auf das nördliche Ufer verlegt. Die Neustadt (genauer „Neue Stadt“) selbst entstand erst nach den Bränden von 1697 und 1721 (Schlie 1902, p. 413).

Bei Röbel blieben die Bezeichnungen „Neustadt“ und „Altstadt“ bis in die Gegenwart bestehen und zwar in der alten Form, indem das Suburbium die Bezeichnung „Altstadt“ behielt. Noch im 19. Jh. war Alt-Röbel eine reine Ackerbürger- und Fischerstadt, in der keine Handwerker niedergelassen waren (!). Auch dies war offenbar ein Relikt aus der alten Dienstleistungsfunktion. Hingegen kehrten sich bei Schwerin, Rostock, Güstrow, Parchim oder Waren die Stadtbezeichnungen um, d. h., die ehemaligen „Neustädte“ („villae novae“) des 12. Jh. wurden im 13./14. Jh. die „Altstädte“ und die aus den Suburbien („villae antiquae“) geschaffenen Städte wurden die „Neustädte“. Bei einigen Städten kam es wohl schon im Zuge der Entstehung der „Neustädte“ aus dem Suburbium zu einer Vereinigung mit der „Altstadt“ („vicus teutonicorum“). Dabei wurde ein völlig neuer Stadtgrundriß geschaffen, wobei die ursprünglichen Formen verschwanden. Dies war beispielsweise bei Güstrow im Jahre 1248 der Fall (MUB 826). Die bei der Vereinigung neu entstandenen Grundrisse wurden weitgehend nach den Regeln des Normalplanschemas konzipiert, wodurch die „modernen“ Stadtgrundrisse entstanden, wie sie sich noch in der Gegenwart für viele Stadtkerne darbieten (Vitense 1920, Deppe 1987). Diese Entwicklung ist nachvollziehbar beispielsweise bei Wismar, Ribnitz, Gnoien, Teterow, Malchin, Goldberg, Sternberg, Penzlin, Neubrandenburg, Friedland, Woldegk, Wesenberg und Alt-Strelitz. Es hat den Anschein, daß die Askanier bei ihren Stadtgründungen im Lande Stargard und auch im Lande Wustrow diese Entwicklung besonders straff vollzogen haben. In diesen Ländern bildeten nur Burg Stargard und Mirow eine Ausnahme.

In diesem Zusammenhang muß abweichend von Brückner (1958, p. 338) vermutet werden, daß beispielsweise der Stadtgrundriß von Neubrandenburg eine vollkommen neue Konzeption darstellt, die der Locator Herbord von Raven 1248 im Auftrage der Askanier zugrundegelegt hat. Diese neue Konzeption ist streng nach den Regeln des Normalplanes erarbeitet worden (Boll 1875). Man muß davon ausgehen, daß es auch in Neubrandenburg ursprünglich eine frühdeutsche Burg gegeben hat, vor der ein Suburbium gelegen hat. Auch muß ein „vicus teutonicorum“ existiert haben, der mit einiger Sicherheit sich um die alte Nicolai-Kirche gruppierte, die nicht mehr lokalisierbar ist. Der 1248 konzipierte Stadtgrundriß hat keine Spuren der vorausgegangenen Siedlungselemente zurückgelassen. Das Haus des Herbord diente vom Ende des 13. Jh. bis ins 16. Jh. als Nicolaikirche (Krüger 1929, Legende zur Stadtkarte). Es ist zweifelhaft, ob dies der Standort für die ursprüngliche Nicolaikirche war.

Bei der Rekonstruktion der Stadtgrundrisse sind teilweise die Burgen beseitigt worden, wie es für Malchin 1372 oder Waren um 1450 überliefert ist. Auch in Malchow und Röbel verschwanden die Burgen bereits im Laufe des 14./15. Jh. Mit der Aufgabe der Burgen werden auch alsbald die einstigen Dienstleistungssiedlungen aufgegeben worden sein.

Flurnamen mit den Bezeichnungen „Kietz“ („Kiebitz-“?) oder „Wiek“ (Wickenwerder, Wietsoll) sind wenig ergiebig (Zülsdorf 1970). Warnke (1977) hat in einer umfangreichen Auswertung die vorhandenen Flurnamen für Mecklenburg und Pommern zusammenge-

stellt. Von 164 Flurnamen stammen rund 60 Namen aus Mecklenburg. Bezeichnungen wie „dee“ oder „dei Wiek“, „in dee Wik“ oder „Wickenhofken“ betreffen vermutlich alte Einsiedelhöfe. Die Vermutung von Filipowiak (1962, p. 9), daß Wiek-Flurnamen ehemalige Siedlungen betreffen, kann durchaus zutreffend sein, aber weniger für Dienstleistungssiedlungen des 13./14. Jh. als vielmehr für ehemalige Einsiedlerhöfe. Andere Flurnamen wie „Kleine Wiek“, „Große Wiek“, „Wicksbruch“ oder „Wieksmoor“ enthalten sicherlich die Bezeichnung „Wiek“ als Hinweis auf ihre Abgelegenheit. Hinzukommen Ungewißheiten bei der Deutung, da häufig auch die Bezeichnung „Wick“ die Futterpflanze Wicke betraf. „Wietsoll“ bei Röbel ist vermutlich durch Korruption aus „Wiedsoll“ (= Weidensoll) entstanden. Hingegen muß es als unwahrscheinlich angesehen werden, daß durch Korruption aus „Wied“ (Weide) ein „Wiek“ entstanden sein soll, wie es Warnke (1977, p. 20) berichtet wurde. Dies war im Niederdeutschen, zumindest in Mecklenburg, nicht üblich.

3. Mecklenburgische Kietzsiedlungen

Aus Mecklenburg (Territorium der ehemaligen Großherzogtümer Meckl.-Schwerin und Meckl-Strelitz) sind 13 Nachweise für Kietze überliefert (Tabelle 1). Hierbei sind die einzelnen Nachweise unterschiedlich gewichtet. Von besonderer Bedeutung sind die sogenannten alten (echten) Kietze. Alte Kietze sind im Gegensatz zu neuen Kietzen immer durch die reine Gassenform, Gewässerrandlage und ihre Zuordnung zu einer Burg gekennzeichnet (Ludat 1936, Krüger 1962, p. 57). Die sowohl bei Ludat als auch bei Krüger als alt angesehenen Kietze in Mecklenburg waren: Brüel, Gadebusch und Kietz. Ferner hat Ludat als „alt“ eingestuft die Kietze von Bützow, Fürstenberg und Neustadt-Glewe. Diese Kietze hält Krüger demgegenüber für „jung“. Ferner sind wahrscheinlich als „alt“ einzustufen: Grabow und Fürstenberg.

Für neu entstanden hält Krüger die Kietze von Ankershagen, Prillwitz, Waren und Rostock. Das Alter der einstigen Kietze von Hagenow, Kaarz Langensee und Prillwitz ist nicht mehr klärbar.

Eine Wertung des Kietzes von Ankershagen ist nicht möglich, da in der Quelle (Schildt 1891) keine Angaben hinsichtlich Alter oder Lage enthalten sind. Trotzdem ist dieser Kietz interessant. Es gibt keine Anzeichen für die Ansicht von Krüger (1962), wonach es sich bei diesem Kietz um eine neuere Ansiedlung gehandelt hat. Eher ist das Gegenteil zu vermuten.

Ankershagen liegt im alten slawischen Land „Chotibanz“. Dieses Land umfaßte auch das Gebiet der Havelquellseen, das den alten Slawen offenbar heilig war (Lisch 1838). Vielleicht war dies einer der Gründe, warum der Pommernherzog Barnim es 1170 bei der Bewidmung dem Kloster Broda überließ (MUB 377). 1182 wurde dieser Besitz dem Kloster bestätigt (MUB 135). Es hat den Anschein, daß Ankershagen und das Land Chotibanz schon vor 1170 im Besitz der Familie von Anker gewesen ist. Diese Familie scheint mit dem Welfenherzog 1164 ins Land gekommen und unmittelbar mit dem Gebiet belehnt worden zu sein. Für eine frühe Besiedlung spricht auch das Alter der Ankershäger Kirche, deren gotischer Nachfolgebau 1266 geweiht wurde (Lisch 1843). Einige Anzeichen sprechen dafür, daß der ursprüngliche romanische Bau aus der Zeit Ende des letzten Quartals des 12. Jh. stammt und noch vom ersten mecklenburgischen Bischof Berno geweiht worden ist. Vielleicht war dies einer der Gründe, warum die Mönche des Klosters Broda später ihre Stiftungsurkunde interpolierten, da zumindest Teile ihres Stiftungslandes um 1170 bereits in fremden Händen waren.

Da das Kloster Broda zum Bistum Havelberg gehörte, war sein Areal praktisch brandenburgisches Interessengebiet. Die Askanier haben in einem fast hundertjährigen Kampf zunächst gegen Dänen und Pommern, später auch gegen die Fürsten von Werle versucht, ihren Hoheitsanspruch durchzudrücken, der die Elde-Peene-Linie zum Ziel hatte (Deppe 1985). In den sogenannten „pommerschen Kriegen“ (1263–73 und 1279–1290) sind sie diesem Ziel offenbar sehr nahe gekommen (Abb. 2). Bekannt ist in diesem

Tabelle 1: Kietze in Mecklenburg nach Krüger (1962) mit Ergänzungen (FN = Flurname)

Katalog Krüger Nr.	Ort (Kreis)	Erw. Jahr	Quelle	Anmerkungen
8	Ankershagen (Waren)	1696	Schildt MJB. 1891, p. 211	Kirchenbuch des Pastorats Ankershagen.
31	Brüel (Sternberg)	1370	MUB 10068	Echter (alter) Kietz
36	Bützow-Stadt (Bützow)	1581	MJb 1883, p. 68	FN. - Wahrscheinlich südlich des Hopfenwalls. Echter (alter) Kietz?
55	Gadebusch (Schwerin)	1302	MUB 2777	Echter (alter) Kietz vor einer Burg
73	Hagenow (Ludwigslust)	1834	MJb 19, p. 322	FN.- „Kietzender Scheunen“
81	Kaarz (Ludwigslust)	unbek.	Altes Flur-Register	FN.-, „Rauher Kietz“
85	Kietz (Ludwigslust)	1481	Riedel, Codex A III, p. 504	Dorf mit 8 Hufen
92	Langensee (Güstrow)	1895	Geinitz, MJb	Flurnamensammlung
109	Neustadt-Glewe (Ludwigslust)	1407	MJb 1874/75, p. 64	Auch 1576 erwähnt. - H. Witte, 1905: Meckl. Gesch. Wismar p. 73
125	Prillwitz (Waren)	1757	Karte Schmettau	FN.-Insel in der Lieps (Kietzwerder)
171	Waren-Herrensee Waren-Hafen	1766 1817	Meckl. DVK Freund. Chronik	„Neuer Kietz“ - Kietzstraße „Alter Kietz“ - Am Gaswerk
-	Fürstenberg/Havel	1654	Ludat 1982	Namen der Fischer („8 Kietzer“)
-	Grabow (Ludwigslust)	1505	Warnke 1977	Grabower Amtsbuch von 1545

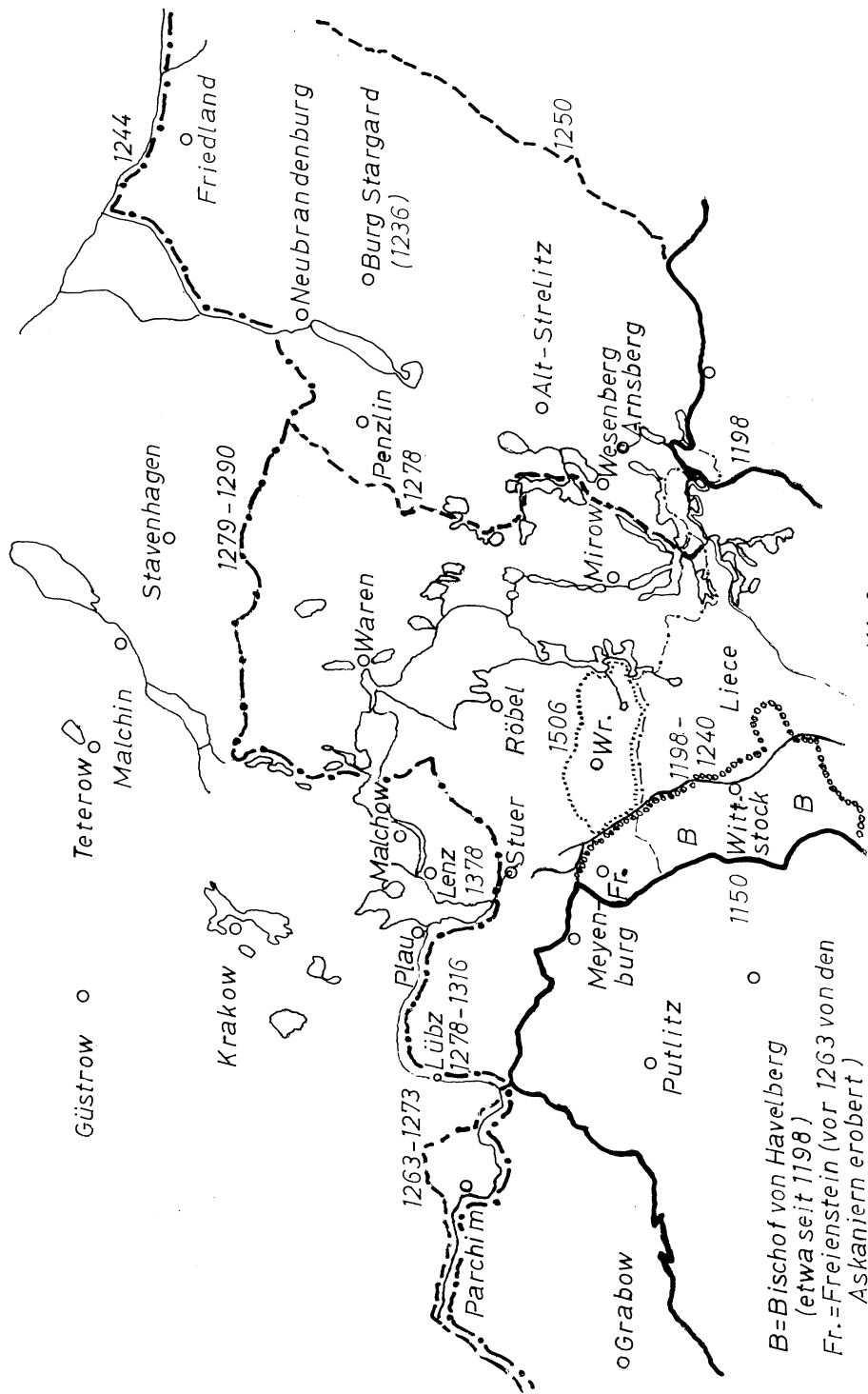


Abb. 2:
Ausdehnung des direkten askanischen Einflüßbereiches in Mecklenburg
im 13. Jahrhundert (Deppe 1985)

B = Bischof von Havelberg
(etwa seit 1198)
Fr. = Freienstein (vor 1263 von den
Askaniern erobert)
Wr. = Terra Wredenhagen (vermutlich
bereits seit 1278 von den Aska-
niern besetzt)

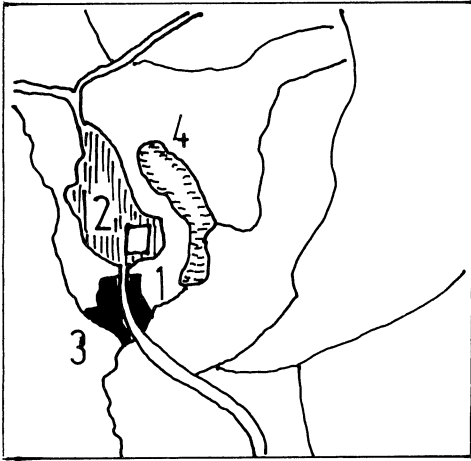
Zusammenhang, daß sich der Grundadel sehr schnell den neuen Machtverhältnissen anpaßte und den Askaniern den Lehnseid schwor, wie es vom Geschlecht Peccatel bekannt ist (Boll 1847). Dies könnte auch beim Ritter von Anker der Fall gewesen sein. Vielleicht ist auf diese Weise unter direktem askanischem Einfluß der Kietz von Ankershagen entstanden.

Bei Brüel handelt es sich zweifelsohne um einen alten (echten) Kietz. Dies ist auch bei Gadebusch und Neustadt-Glewe der Fall (Abb. 3). Diese alten Kietze stehen im Widerspruch zur Theorie von Krüger (1962), wonach Kietze als Dienstleistungssiedlungen eine askanische Einrichtung waren. Auch Warnke (1977, p. 91) hat nachzuweisen versucht, daß eine gewisse Korrelation zwischen Kietz und askanischer Vogteiburg gegeben war. Man könnte davon ausgehen, daß die Bildung der Kietze von Fürstenberg, (Wesenberg?), Prillwitz, Ankershagen, Waren, Grabow, Kietz, Kaarz und Neustadt-Glewe vielleicht auf direkten askanischen Einfluß zurückgeht, da diese Kietze im 13. Jh. zeitweise im unmittelbaren askanischen Herrschaftsbereich gelegen haben. Dem steht gegenüber, daß weder Gadebusch noch Brüel jemals auch nur zeitweise unter askanischem Einfluß gestanden haben. Es ist auch wenig wahrscheinlich, das Entstehen der alten Kietze von Gadebusch und Brüel, vielleicht auch Bützow auf verwandtschaftliche Beziehungen der Fürstenhäuser zurückzuführen (Enders 1986, P. 56). In diesem Falle wäre zu fragen, warum dann derartige Kietze nicht auch bei anderen mecklenburgischen oder holsteinischen Burgen bekannt geworden sind. Es sei denn, man hält die Wiek-Dienstsiedlungen für überschichtete Kietze. Offenbar bestanden für die Bildung der Kietze andere Zusammenhänge.

Die Kietze von Bützow, Hagenow, Kaarz, Prillwitz und Langensee sind nur noch als Dorf-beziehungsweise Flurnamen bekannt, so daß ihre ursprüngliche Funktion nicht mehr eindeutig klärbar ist. Bei Bützow (Abb. 4) scheint ein alter (echter) Kietz vor einer Burg bestanden zu haben. Dies scheint auch bei Kietz der Fall gewesen zu sein (Warnke 1977, p. 91). Bei Prillwitz und Langensee ist ähnlich wie beim Flurnamen „Kiebitzberg“ („Kietzberg“?) bei Waren daran zu denken, daß zu den Kietzen auch Land gehörte, so daß hierin die Flurnamen ihre Entstehung haben könnten. Zu denken ist in diesem Zusammenhang auch an die Ortschaft Kiebitzberg bei Meyenburg auf brandenburgischem Gebiet.

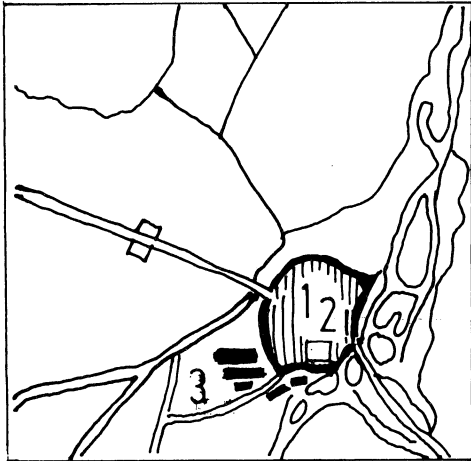
Bei Waren hat es in der Vergangenheit anscheinend zwei Kietze gegeben. Der sogenannte „Alte Kietz“ ist bekannt geworden aus der Flurnamensammlung des Stadtensors Geist, die Ende des 19. Jh. entstand. Sie beruht auf mündlichen Überlieferungen der Fischer (Hainmüller mdl. 1950). Auch stand Geist die sogenannte Lade der Fischerinnung von Waren zur Verfügung, die bis ins 15. Jh. zurückreichte und 1945 ein Raub der Flammen wurde. Über das Alter dieses Kietzes ist nichts bekannt. Nur seine ungefähre Lage kann noch angegeben werden. Der „Neue Kietz“, später nur noch bekannt unter dem Flurnamen „Kietz“, ist in der gegenwärtig noch existierenden Kietzstraße in Waren erhalten geblieben. Beide Kietze waren im 17. Jh. nicht mehr bewohnt. In einer großherzoglichen Contributionsliste aus dem Jahre 1623 (Bundesarchiv Koblenz) waren alle der Stadt Waren gehörenden Pertinenzen aufgeführt und steuerlich geschätzt worden. Die Kietze waren nicht mehr darunter.

Den Umständen nach muß es sich beim „Alten Kietz“ um eine Burgdienstsiedlung aus dem 12. Jh. gehandelt haben (Abb. 5), die zur frühdeutschen Burg auf der Neustadt von Waren gehörte, wobei unbekannt ist, ob es bei dieser Burg einen slawischen Vorläufer gegeben hat. Wahrscheinlich stand diese Burg auf dem Grundriß des Kirchenschiffes der späteren Marienkirche. Der Feldsteinchor dürfte der Standort für die erste Burgwardkirche gewesen sein. In diesem Falle ist die Marienkirche älter als die Georgenkirche. Nach der Größe des Grundrisses beim Kirchenschiff, kann es sich um eine „curia“-Burg gehandelt haben. Die Entstehung dieser Burg wird auf den Zeitraum zwischen 1160–1170 veranschlagt, d. h., ihre Errichtung muß in die Zeit gefallen sein, in der die Konsolidierung der Macht des Welfenherzogs erfolgte. Nach Ludat (1982) waren „alte Kietze“ immer



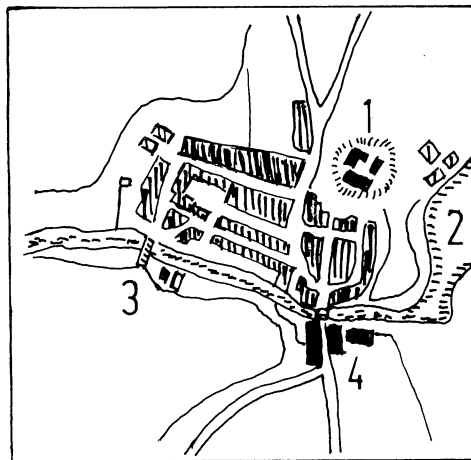
Gadebusch

- 1 Frühdeutsche Burg auf slawischem Burgwall
- 2 Altstadt ("vicus teutonicorum")
- 3 Alter (echter) Kietz
- 4 Burgsee



Neustadt-Glewe

- 1 Frühdeutsche Stadt (Rekonstruierter Grundriß)
- 2 Frühdeutsche Burg
- 3 Alter Kietz



Alt-Plau (um 1725)

- 1 Frühdeutsche Burg (vor 1235)
- 2 Elde
- 3 Mühlenwehr
- 4 Kietz ? (Corpus Arch. 14/40)

Abb. 3: Grundrisse alter (echter) mecklenburgischer Kietzsiedlungen

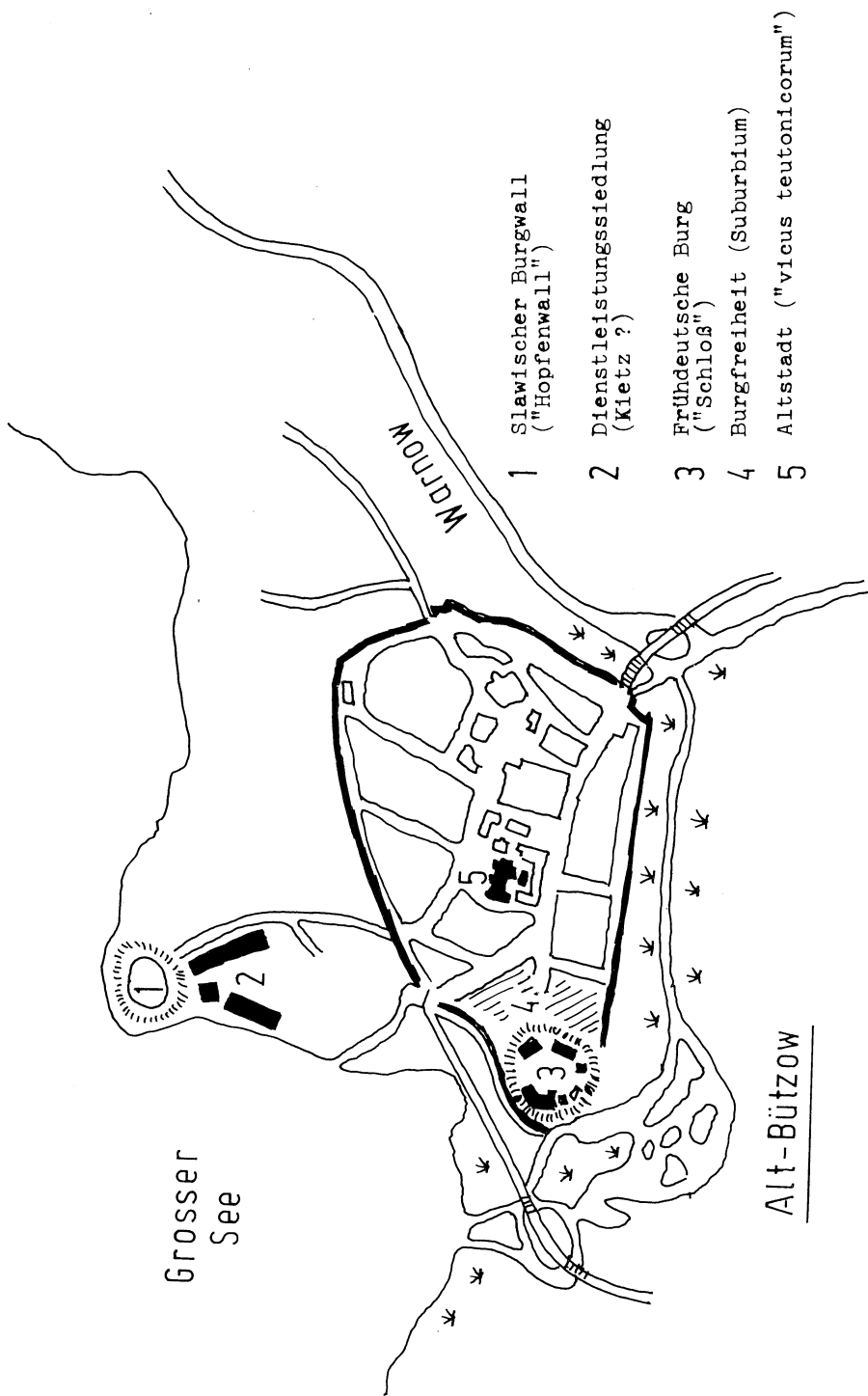


Abb. 4: Der „alte“ Kietz von Bützow (Rekonstruktionsversuch auf der Grundlage einer Flurkarte von 1688.
 Quelle: Schildt, F., MfB 1882, Taf. III)

Das alte "Wahren"

- 1 Frühdeutsche Burg ("curia" ?) mit Burgkapelle um 1200 (Slawischer Vorläufer ?). Die Burgkapelle bildete das Burgwardkirchspiel (St.Marien)
- 2 Burgfreiheit (Suburbium= "antiqua villa")
- 3 Burgmarkt (Richtvogtplatz)
- 4 "vicus teutonicorum" = "nova villa"
- 5 Frühdeutsche Fischersiedlung

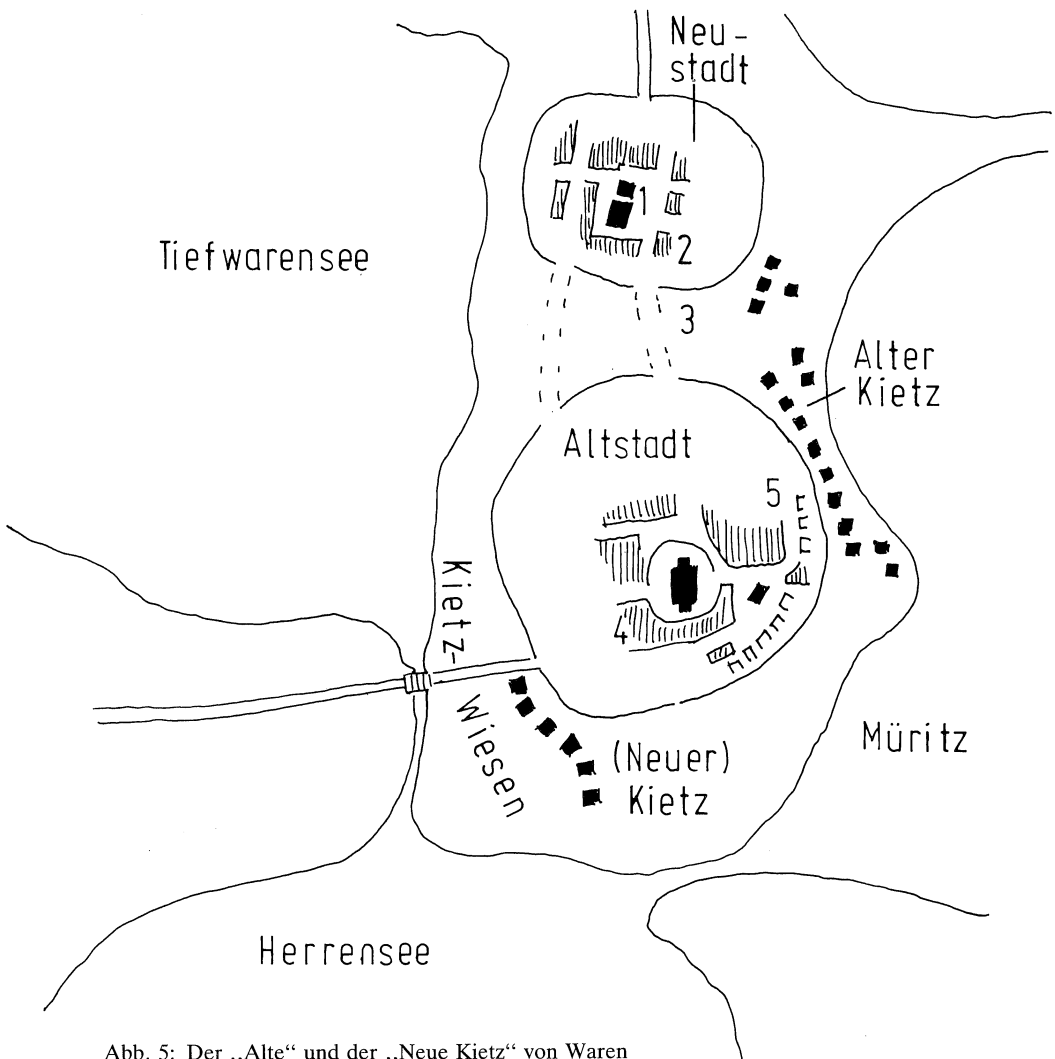


Abb. 5: Der „Alte“ und der „Neue Kietz“ von Waren

Burgdienstleistungssiedlungen, wo sich deutsche Einwanderer in der Regel nicht niederließen. Der sogenannte „Neue Kietz“ dürfte Mitte bis Ende des 13. Jh. entstanden sein, d. h. nach Umwandlung der frühdeutschen Burg auf der Neustadt in eine Werlesche Vogteiburg. Dies könnte bereits nach 1198 der Fall gewesen sein, da zu diesem Zeitpunkt die Fürsten von Werle als Vasallen der Askanier die alten Länder „Muriz“, „Veprowe“ und „Zlone“ zurückerhielten, sicherlich als brandenburgisches Leben, wie es aus der Geschichte von Penzlin und Freienstein ableitbar ist. Dieser „Kietz“ könnte bis etwa 1450 bestanden haben und muß mit dem Erlöschen der Linie Werle-Waren (1414) eingegangen sein. Er hatte sicherlich keine Verbindungen zur slawischen Fürstenburg im Feißnecksee oder zum slawischen Siedlungskomplex von Alt-Waren bei Eldenburg, wie es Krüger (1962, p. 189) und Warnke (1977, p. 95) vermuteten. Es ist darüber hinaus sehr fraglich, ob die frühdeutschen bzw. mittelalterlichen Funde bei „Tiemanns Eck“, auf die Krüger (1962) verweist, dem Kietz zuzurechnen sind, denn diese Funde lagen innerhalb der alten Stadtmauer.

Interessant für die mecklenburgischen Kietze sind auch die Untersuchungen von Ludat (1982) hinsichtlich der Verbreitung des Namens „Kietzmann“. Dieser Name war in den nördlichen Teilen der Uckermark und der Priegnitz verbreitet und strahlte aus bis nach Meckl.-Strelitz. Nach Ludat ist das Tollense-Gebiet als Ursprung anzusehen. In diesem Zusammenhang erscheint wichtig, daß die Askanier 1236 die alten Länder „Liece“, „Turne“, Wustrow“ und „Stargard“ in Besitz nahmen. Wenn die These zutreffen sollte, daß die Askanier die Schöpfer der Kietze gewesen sind, so müßten besonders bei den Burgen dieser Länder irgendwelche Anhaltspunkte für Kietzsiedlungen vorliegen, zumal diese Länder bis um 1290 unmittelbarer askanischer Herrschaft unterstanden. Hierfür fehlen jedoch jedwede Anhaltspunkte.

Die Kietze von Fürstenberg und Grabow scheinen „alte (echte) Kietze“ gewesen zu sein, obwohl Enders (1986) hinsichtlich Fürstenberg gewisse Fragezeichen setzt.

4. Wieksiedlungen in Mecklenburg

Aus Mecklenburg sind eine Reihe von Wieksiedlungen bekannt, die aus jeweils unterschiedlichen Entwicklungsstufen stammen (Tabelle 2). Bei der Wiek von Ankershagen („Wickenwerder“) ist nicht erkennbar, ob es sich nur um einen Flurnamen handelt, der von der Futterpflanze Wicke herrührt oder ob tatsächlich eine Wiek vorhanden war (Bernstoff 1854, p. 285). Den Umständen nach könnte tatsächlich eine Wiek vorgelegen haben. Bekanntlich stammt das erste nachgewiesene Grundadelsgeschlecht auf Ankershagen, die Familie von Anker aus dem niedersächsisch-lauenburgischen Raum (Schlie 1902, p. 289). Da dieser Ritter (wohl im Gefolge des Welfenherzogs kommend), die „Wiek“ aus seiner Heimat gekannt haben muß, wäre ihre Bildung an diesem Ort erklärbar. Man könnte hiergegen einwenden, daß dann die Entstehung des Kietzes von Ankershagen nicht einleuchtend sei. Doch ist zu berücksichtigen, daß offenbar noch andere Vertreter des Grundadels im 12./13. Jh. in Ankershagen, d. h. im alten Land „Chotibanz“, seßhaft waren, so die von Geldern, die von Stahlbom oder die von Holstein (Schlie 1902, p. 290), so daß es zur Bildung verschiedener Dienstleistungssiedlungen gekommen sein kann. 1450 wurde ein „Ridder to Wickenwerdere“ genannt. Im Gegensatz zu Warnke (1977, p. 29) ist davon auszugehen, daß schon vor 1450 eine Burg vorhanden war. Schon vor 1551 bestand offenbar „dat nyge hus“. Das sogenannte „ole hus“ dürfte eine Befestigung gewesen sein, die mindestens im 14. Jh. wenn nicht gar früher vorhanden war. Im Falle von Ankershagen ist allerdings nicht auszuschließen, daß ähnlich wie im Falle von Wrechen bei Neustrelitz die Wüstung der alten Burg als „Wiek“ bezeichnet worden ist.

Bei den frühdeutschen Dorfsiedlungen (Bardowiek bei Grevesmühlen, Bollewiek bei Röbel) dürfte der Name von den deutschen Siedlern aus Niedersachsen oder Westfalen eingeführt worden sein. Auch die Wiekbezeichnungen von „Wiekhöfken“ bei Dalmstorf (Kreis Neustrelitz) beziehungsweise „Viekenstädt“ bei Moltenow (Kreis Bützow) deuten

Tabelle 2: Wiekiedlungen in Mecklenburg nach Warnke (1977) mit Ergänzungen

Katalog Warnke Nr.	Ort (Kreis)	Erw. Jahr	Quelle	Anmerkungen
5	Ankershagen (Waren)	1450	Lisch, Meckl. Jb. 1843, p. 124, Anm. 1	FN-Mittelalterliche Befestigung. Vgl. MUB 1080, Schlie 1905
7	Bardowiek (Grevesmühlen)	1490	MUB	Frühdeutsche Dorfsiedlung
11	Bollewiek (Röbel)	1331	MUB VIII, p. 5218	Frühdeutsche Dorfsiedlung
16	Dalmstorf (Neustrelitz)	—	Warnke 1977	FN. - „Wiekhöfken“ = Einsiedlerhof am Käbelicksee
42	Malchow (Waren)	1287	Lisch 1841, MUB 5170	„Marquatus de Wic et de Vicus“; Curia Wiksol
44	Marlow (Rostock)	1179	MUB 127, 192	Slaw.-frühdeutsche Dienstsiedlung vor der Burg (Hollmager 1973)
47	Moltenow (Bützow)	1701	OA StA Schwerin	FN.-, Vikenstädt“ = Einödhof
67	Rostock-Stadt (Rostock)	1189	MUB 141, 1021, 1901	„Wendische Wiek“ = Vorbürgsiedlung mit Markt und Kirche
87	Werle (Güstrow)	1342	Lisch, Meckl. Jb. 1841, p. 93	Slawische Vorbürgsiedlung, später Wüstung
100	Wrechen (Neustrelitz)	—	Beyer, Meckl. Jb. 1872, p. 83	FN.-Schloßwerder
—	Neubrandenburg	—	Boll 1873	„Wiekhäuser“ am Stadtwall. Stadtplan von Neubrandenburg

FN = Flurname

entsprechend der „Wiek“-Definition auf abgelegene Einsiedelhöfe hin (Schütte 1976). Bei Werle dürfte es sich um eine spätere Umdeutung des Dienstdorfes bei der slawischen Hauptburg gehandelt haben, die schon im 14. Jh. Wüstung war (Vgl. Schlie 1902, p. 181). Nach der Karte bei Schlie war der sogenannte „Kleine Wall“ das Suburbium. Die eigentliche Wiek muß auf dem Gelände bei der Totenkoppel vor dem Hof „Wiek“ gelegen haben, in dem der Flurname weiter bestand. Ähnlich wie bei Werle ist auch wohl bei Wrechen die Bezeichnung „Wiek“ für Schloßwerder eine für Mecklenburg allgemein verbreitete Erscheinung, indem verlassene Burganlagen einschließlich der Vorburgsiedlungen im Mittelalter als „Wiek“ bezeichnet wurden. Die Bezeichnung war ein Charakteristikum für Wüstung und Abgeschiedenheit. (Lisch 1843, p. 80, Beyer 1872, Warnke 1977, p. 29). Dies gilt im übertragenen Sinne auch für die sogenannten „Wiekhäuser“ an der Neubrandenburger Stadtmauer (Boll 1875).

Anders liegen sicherlich die Verhältnisse bei den „Wiek“ von Malchow, Marlow und Rostock. Für Malchow gibt es als Hinweis für das einstmalige Vorhandensein einer Wiek zunächst den Namen des Malchower Bürgers „Marquadus de Wic“, der in den Jahren 1287 bis 1293 als „cives de malegow“ mehrfach in Urkunden genannt worden ist (Lisch 1867, p. 7). Entscheidend ist jedoch in diesem Zusammenhang eine bestimmte Urkunde aus dem Jahre 1293 (Lisch 1841, p. 14). Hier wurde die Bezeichnung „Marquadus de Wic et de Vico“ verwendet (Meckl. Urk. 1841, B III, Nr. 2226, 2282). Aus dieser Urkunde folgt zweierlei:

- In Malchow muß es zeitweise nebeneinander eine „Wic“ (Wiek) und einen „Vicus“ gegeben haben
und
- 1293 existierten vermutlich beide Institutionen nicht mehr, denn die Bezeichnung „de“ besagte, daß der Lehnsträger nicht mehr im Besitz des ursprünglichen Lehns war (Flotow 1844).

Malchow war bekanntlich im 12. Jh. eine überregional bedeutende Burg, die 1147 und 1164 heftig umkämpft war (Lisch 1867). Anscheinend war Malchow bereits 963 als „oppidum“ eine größere befestigte Anlage im Obotritenland mit Burg, Vorburgsiedlung und Tempel (Lützwow 1841). 1164 erhielt die Burg durch den Welfenherzog eine sächsische Besatzung mit dem Statthalter „Ludolf von Peine“. Er war vielleicht der Erbauer der „curia“-Burg. Obwohl diese Entwicklung hinreichend bekannt ist, bereiten Deutung und Lokalisierung der einzelnen Siedlungselemente erhebliche Schwierigkeiten.

In diesem Zusammenhang muß der Rittershof „wicsol“ von einiger Bedeutung sein, der auf dem Areal des späteren Klosters Malchow lag (Abb. 6). Bei diesem Hof hat es sich nachweislich um eine „curia“ gehandelt, die 1299 im Besitz eines Tibbold von Papen gewesen ist (Lisch 1867), dem wohl auch die sogenannte „Tiboldsmoehle“ (später Vordermühle des Klosters?) gehört hat. 1330 hat die Familie von Papen den Hof „wicsol“ dem Kloster gestiftet (MUB 5170, 5314). Etwas deutlicher werden die Zusammenhänge erst, wenn man die Rolle der „curia“ im Siedlungsprozeß betrachtet. (Schütte 1976, p. 48). Die „curia“ war der Sitz des ursprünglichen Lehnsträgers, dem die „immune curtis“ gehörte. Im Schutze der „curia“ entwickelte sich der „vicus teutonicorum“ weiter zur Keimzelle der späteren Stadt (Henja 1969, p. 210). Die „curia“-Burg ist in der Burgentypologie von Herrmann (1986, p. 228) der Typ D. Es handelt sich um kleine Rechteckburgen mit Palisadenzaun. Diese „curia“-Burgen wurden häufig direkt neben die bestehende slawische Burg gebaut, insbesondere an Orten mit bereits bestehenden Zentralfunktionen aus slawischer Zeit. Malchow war seit 1164 „civitas“ (= Burgbezirk mit Herrnsitz und Siedlungsmittelpunkt). Ferner muß hier seit etwa 1170 bereits eine Burgwardkirche existiert haben. Mit der „curia“-Burg erreichte der deutsche Feudaladel offenbar eine Kontinuität der Herrschaftsstruktur. Beispiele für derartige „curia“-Burgen bestehen in Zollchow bei Plessow (Herrmann 1986, Abb. 10) und in Drense bei Prenzlin sowie in Stolzenhagen bei Eberswalde (Vgl. Krüger 1962, Abb. 26).

- 1 Slawischer Burgwall um 1160
- 2 Frühdeutsche "curia"-Burg "wicsol" nach 1170
- 3 Burgwardkirche (nach 1170)
- 4 Alter "vicus" um 1160 mit Straßenmarkt. Nach 1200 "vicus slavorum" ?
- 5 Alter Krug an der "Langen Brücke" (pons longitudinem 1298)
- 6 Altstadt (um 1200 "vicus teutonicorum") 1235 "nova civitatis de malegowe"
- 7 "Tibboldsmoehlen"
- 8 Frühdeutscher Kietz ?
- 9 Neue Stadt nach 1800

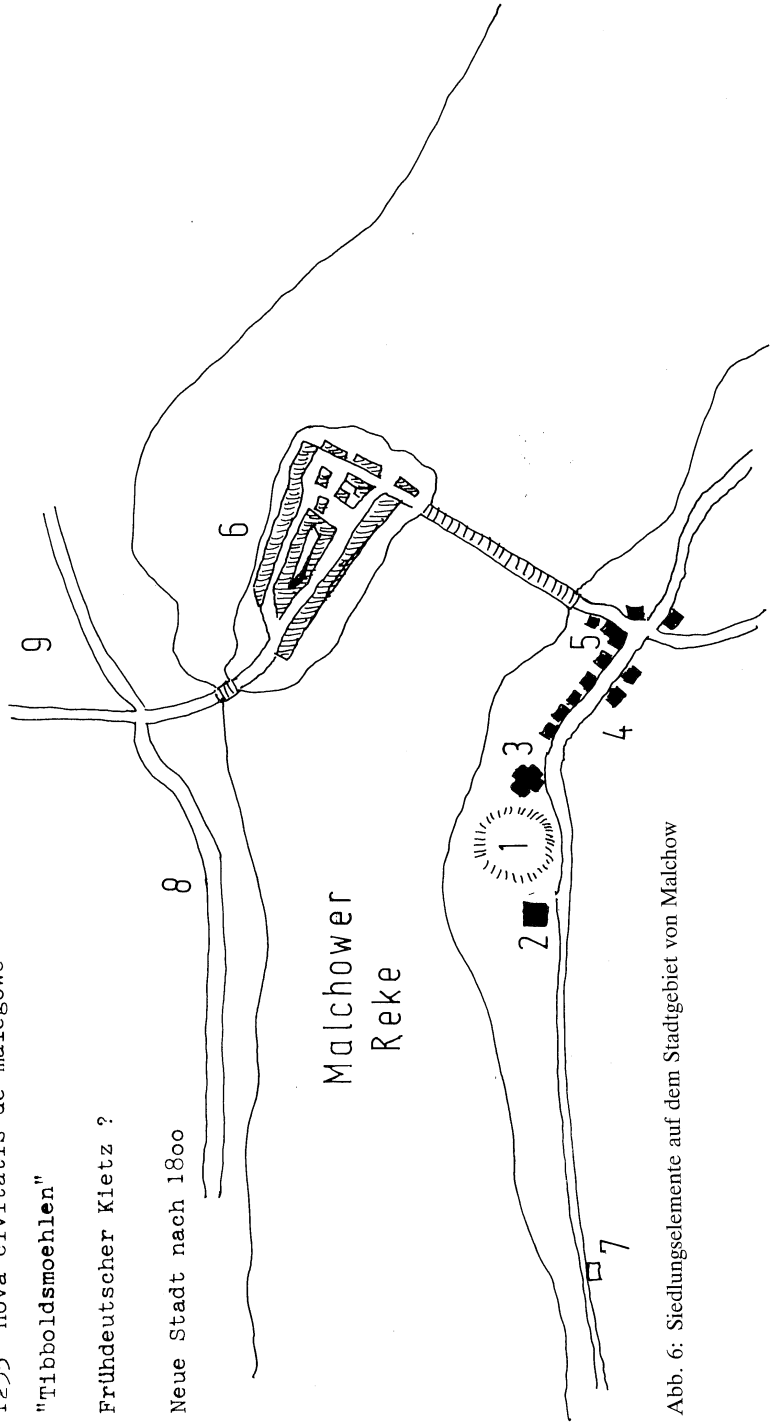


Abb. 6: Siedlungselemente auf dem Stadtgebiet von Malchow

Wenn man versucht, die Rolle der „curia“ bei der Entwicklung von Malchow zu werten, so bekommen die Deutungen von Lisch (1867) ein besonderes Gewicht. Nach seiner Auffassung lagen Tempel und Burg der Slawen um 1160 auf dem südlichen Ufer der Malchower Reke, wobei sicherlich mit ihm davon auszugehen ist, daß die spätere Klosterkirche auf der Stelle des einstigen slawischen Tempels steht. Die Klosterkirche besaß nach 1298 das Maria-Magdalena-Patrozinium, das sie bei der Verlegung des Klosters von Röbel nach Alt-Malchow erhielt. Davor stand hier die Burgwardkirche, die 1284 das Johannes-Baptista-Patrozinium besaß.

Es kann kein Zweifel daran bestehen, daß dies das Patrozinium der alten Burgwardkirche war. Die Patroziengeschichte läßt erkennen, daß das Johannes-Baptista-Patrozinium vom ersten mecklenburgischen Bischof Berno verliehen wurde (Petersohn 1979, P. 230). Da Berno 1198 verstarb, hatte die Burgwardkirche zu Alt-Malchow dieses Patrozinium bereits im 12. Jh. Somit ist für die ursprüngliche slawische „civitas“ zunächst ein Punkt fixiert. Häufig lag der Tempel unmittelbar vor den Toren der slawischen Burg, wie es auch bei der slawischen Fürstenburg am Feißnecksee bei Waren der Fall war. Nach MUB 2503 sollte das Nonnenkloster auf Weisung von Bischof Brunward neben der bereits vorhandenen Burgwardkirche errichtet werden. Da das Kloster 1298 offensichtlich direkt auf dem Areal der slawischen Burg erbaut wurde, hat unmittelbar daneben bis 1330 noch die „curia wicsol“ bestanden.

Für die Institution des „vicus“ kommen bei dieser Situation in Betracht:

- Die alte slawische Vorbürgsiedlung auf dem Terrain des Klostergeländes. In diesem Fall hätte es sich im Sinne von Ludat (1955) um einen slawischen Marktflecken („wicownicza“) gehandelt. Es war demnach ein echter suburbaner „vicus“ wie er etwa zeitgleich in Rostock, Teterow, Marlow oder Behren-Lübchin bestand.
- Der „vicus teutonicorum“, d. h., die deutschrechtliche Handelsniederlassung („villa nova“), die spätere Altstadt auf der Insel in der Reke
- Vielleicht eine slawische Dienstleistungssiedlung auf dem Nordufer längs der früheren Mühlenstraße in Form eines Kietzes. Doch ist dies weniger wahrscheinlich.

Mit der „wic“ kann nur die „curia wicsol“ gemeint gewesen sein, wobei der einstige Lehnsbesitz des „cives marquadus de malegowe“ inzwischen auf einen anderen Lehnsträger, beispielsweise die Familie von Papen, übergegangen war. Vielleicht geht auch die Gründung des Dorfes Marxhagen („Marquardshagene“) auf den „cives marquadus“ zurück.

Bei Malchow erhebt sich die Frage, ob die „curia“ mit der frühdeutschen Burg identisch ist. Die „curia“ hat nachweislich bis 1330 existiert. Die Burg Malchow hatte bereits vor 1289 ihre Vogteifunktion eingebüßt, denn in diesem Jahre wurden Lexow und Stuer als im Lande Waren gelegen bezeichnet (MUB 2016). Die Burg selbst hat vielleicht noch bis 1304 gestanden (MUB 2932). 1288 hatten die Fürsten von Werle auf Drängen ihrer Vasallen das „placita“ (Vasallengericht) aus den Immunitätsbezirken der Städte zurückverlegt an die Stätten unmittelbarer fürstlicher Gewalt. Dies geschah von Neu-Malchow („vicus teutonicorum“ = „villa nova“) nach Alt-Malchow (Kloster Malchow = „villa antiqua“).

Im Jahre 1288 muß demnach zwangsläufig in Alt-Malchow noch eine Burg vorhanden gewesen sein. Ab 1298 wurde auf dem Gelände der wohl schon verfallenen slawischen Burg das Kloster errichtet. Da aber im Jahre 1304 noch von „malchow burgensibus“ gesprochen wurde, muß es noch eine weitere Burg außerhalb der Klostermauern gegeben haben. Die „curia“-Burg blieb nachweislich bis 1330 bestehen. 1331 hat es offensichtlich in Malchow überhaupt keine Burg mehr gegeben, denn in diesem Jahr wurde Jabel als in „Terra cuscin“ gelegen bezeichnet (Lisch 1867). Es ist somit wahrscheinlich, daß die frühdeutsche „curia“-Burg neben der alten slawischen Burg auf dem Gelände des späteren Klosters von etwa 1170 bis 1330 die Rolle der frühdeutschen Burg in Malchow innegehabt hat.

In diesem Zusammenhang konzentriert sich das Interesse an dem einstigen Lehnbesitz des „cives marquades de malegowe“ hinsichtlich „vicus“ und „wic“ weniger auf die Insel als vielmehr auf das Areal des Südufers (Alt-Malchow). Die Existenz einer Dienstleistungssiedlung in Form eines „vicus“ (Kietz oder Wiek) auf dem Nordufer muß als weniger wahrscheinlich angesehen werden, da es nach den bislang vorliegenden Auswertungen (Krüger 1962, Warnke 1977, p. 37) in der Regel keine derart großen Distanzen zwischen Burg und Dienstdorf gegeben hat (Ausnahmen bilden vielleicht Neuwarp und Wolgast in Pommern). Somit bleibt als „vicus“ eigentlich nur der suburbane „vicus“ vor der Burg auf dem Südufer, der ähnlich wie Rostock oder Behren-Lübchin neben Markt und Krug („Alter Krug“) bereits über ein Burgwardkirchspiel (Johannes-Baptista-Kirche) verfügte. Eine Belehnung mit einem „vicus“ muß nicht als ungewöhnlich angesehen werden. So verweist Warnke (1977, p. 63) auf einen ähnlich gelagerten Fall, wo der Pommernherzog zwei Stettiner Bürger mit dem „vicus“ von Messenthin belehnt hat (PUB III, 1848).

Mit „wic“ kann den Umständen nach bei Malchow nur die „curia wicsol“ gemeint gewesen sein. Die einzige Alternative hierzu wäre der „vicus teutonicorum“ („villa nova“ oder „villa forensis“) auf der Insel, das spätere „Neu-Malchow“. Unter „wic“ müßte in diesem Falle die slawische Vorburgsiedlung verstanden werden. Diese Art der Deutung wird jedoch aus verschiedenen Gründen für wenig wahrscheinlich gehalten. Eine Belehnung mit einem deutschrechtlichen „vicus“ muß als unwahrscheinlich angesehen werden, da diese Handelsniederlassung wirtschaftlich außerordentlich stark war. Somit ist unter „vicus“ mit großer Wahrscheinlichkeit die Vorburgsiedlung zu verstehen. Aus den Darlegungen folgt somit, daß es bei Malchow im 12. Jh. eine suburbane „vicus“-Siedlung gegeben haben muß, die bis Ende des 13. Jh. eine slawische „Wiek“ („vicus slaworum“) war, ähnlich wie in Rostock um 1180 und die nachfolgend im Kloster aufging.

Bei der Wiek von Marlow hat es verschiedene Interpretationen gegeben (Schlie 1901, p. 388; Hoffmann 1930, p. 127; Hollnagel 1973, p. 218; Warnke 1977, p. 52). Zunächst bleibt festzuhalten, daß die „Wiek“ (richtiger wohl „vicus“) bereits 1179 (MUB 127) erwähnt worden ist. Aus dem Jahre 1210 liegt nachweislich eine Bestätigung vor (MUB 192). In diesem Zusammenhang ist es unzulässig, aufgrund von Annahmen beziehungsweise Interpretationen (Hoffmann 1930, Warnke 1977), die Texte der Urkunden dahingehend auszulegen, daß die Echtheit von MUB 127 angezweifelt wird. Dazu besteht weder vom Text der Urkunde noch von der Sache her irgendein begründeter Anlaß (Schlie 1901). Sicherlich ist im Originaltext der Urkunde von 1179 zu lesen: „vicus ante civitatem“. In diesem Sinne muß mit „civitas“ sicherlich die Burg gemeint gewesen sein (Vgl. Schmidt 1926). Nach Herbord war „civitas“ das Areal der Burgsiedlung (Grotefeld 1890). Auch bei Garz hieß es 1287: „... in vico civitatis...“ (Ludat 1936). Es ist außerdem fraglich, ob das bei Warnke (1977, Abb. 23) für 1824 als „Wiek“ angeführte Gebiet mit dem des ursprünglichen suburbanen „vicus“ von 1179 überhaupt noch identisch ist. Bei der „Wiek“ kann es sich auch um eine Form der Vorstadtsiedlung des 16. oder 17. Jh. gehandelt haben.

Der ursprüngliche „vicus“ vor der slawisch-frühdeutschen Burg muß eine jener frühen Burgstädte (Herrmann 1982, Stufe III) gewesen sein, für die noch der Straßenmarkt typisch war. Anscheinend ist es bei Marlow nachfolgend nicht zur Ausbildung des „vicus teutonicorum“ als separater Altstadt gekommen. Vielleicht war dies einer der Gründe für den wirtschaftlichen Niedergang des Ortes im 13. Jh. und die Verlegung der Vogtei nach Bad Sülze. So ist in diesem Falle Hoffmann (1930) beizupflichten, wonach Marlow aus einem Dorf entstanden ist und zwar aus dem Suburbium („villa antiqua“). Ob aber die Stadt erst zwischen 1268 und 1298 privilegiert wurde oder nicht doch schon wesentlich früher, bleibe dahingestellt. Das Alter der Kirche läßt auf einen früheren Gründungsakt schließen. 1244 war mit „villa“ offenbar noch das „villa antiqua“ (Suburbium) gemeint. 1290 hieß der Ort dann „oppidum“ (Schlie 1901).

Ähnlich wie bei Marlow ist auch für die „Wendische Wiek“ in Rostock eine Deutung der Entwicklung schwierig. Im Jahre 1150 erwähnt der Obotritenfürst Niclot die damals wohl

noch slawische Burgstadt mit Markt („cum foro suo“) und (Burgward-) Kirche (St. Clement), die nicht mehr exakt lokalisierbar ist (Herrmann 1970, p. 364 ff.). Im Jahre 1286 überließ Fürst Nicolaus von Werle der Stadt Rostock „villam nostram wenedische wic“ und den Burgwall (Ludat 1936). Von 1292 bis 1392 wurde diese Wiek, zuletzt als Wüstung mehrfach urkundlich erwähnt (MUB 147, 148, 1021). Nach Donat (Corpus Arch. 1979, No. 6/21) soll die 1160 zerstörte Hauptburg der Kessiner 1171 an der Petribleiche wiederaufgebaut worden sein (Abb. 7). Warnke (1977, p. 56) weist aber ausdrücklich daraufhin, daß in den Urkunden des 12. Jh. von einer „Wiek“ in Rostock noch nicht die Rede ist.

In diesem Zusammenhang ist eine Auswertung der alten Stadtpläne von Rostock hilfreich (Hollar 1607–77 nach Schlie 1901, p. 9; Meurer 1914, p. 89). Die Stadt Rostock ist bekanntlich in drei Stufen zusammengewachsen aus Altstadt (1218 erstmalig erwähnt doch zweifelsohne wesentlich älter), Neustadt (1232 erstmalig genannt, mit Sicherheit ebenfalls älter) und Mittelstadt (1268 erstmalig urkundlich aufgeführt). Hier sollen zunächst Alt- und Neustadt näher betrachtet werden. Bei der Altstadt hat es sich zweifelsohne um die deutschrechtliche Wiek („vicus teutonicorum“) als Kaufmannsniederlassung gehandelt. Die St. Nicolai-Kirche war zu jener Zeit die Kirche der seefahrenden Kaufleute, die dieses „villa nova“ im 2. oder 3. Quartal des 12. Jh. begründet haben dürften. Die „Unregelmäßigkeit“ des Stadtgrundrisses spricht deutlich für ein relativ hohes Alter. Nach Schröder (1741, p. 518) hat Fürst Heinrich Borwin I. (1178–1227) die Altstadt privilegiert und ihr das Recht zur Errichtung von Mauern gegeben.

Die Neustadt ist aus dem Suburbium hervorgegangen. Ihr Stadtgrundriß ist bereits nach dem Normalplanschema gestaltet, so daß eine rekonstruierte Konzeption vorliegt, die nicht mehr den Ursprungszustand zeigt. Die Kirche (St. Jacobi) war die Patronatskirche der landfahrenden Kaufleute. Der Hopfenmarkt entspricht in seiner Gestalt dem Straßenmarkt der Burgstadt, wie er in Suburbien ursprünglich üblich war.

Unklar ist die Lage der frühdeutschen Burg. Nach Lisch/Mann (1856) bestand eine Kontinuität zwischen der Hauptburg der Kessiner von 1160 und der wüsten Wiek um 1325. Die Kirche St. Clement, die 1159 schon bestand, war angeblich auf dem altwendischen Burgwallgebiet errichtet worden und 1293 nicht mehr vorhanden. Sie soll in der St.-Petri-Vorstadt errichtet worden sein. Nach Schlie (1898) waren St. Petri und St. Nicolai die ältesten Kirchen der Stadt. Wenn man versucht, die Siedlungselemente des 12. Jh. zu rekonstruieren, ergäbe sich im Falle einer Errichtung der frühdeutschen Burg nach 1170 auf dem alten Wall an der Petribleiche, daß zwischen Suburbium (Neustadt= „villa antiqua“) und Burg die Altstadt („villa nova“) gelegen hätte, was unüblich war, denn Suburbium und Burg lagen stets direkt nebeneinander. Nun ist auf alten Stadtplänen von Rostock auf der Mittelstadt von der Marienkirche ausgehend eine Straße mit der Bezeichnung „Borgwall“ vermerkt, die zum sogenannten „Burgwalltor“ führt. Damit ist davon auszugehen, daß die frühdeutsche Burg Mitte bis Ende des 12. Jh. auf dem Terrain der sogenannten Mittelstadt errichtet worden ist, während die alte slawische Fürstenburg allmählich verfiel und später als Wüstung mit „Wiek“ bezeichnet wurde. Möglicherweise war der Platz der heutigen Marienkirche der Standort der alten Burgwardkirche St. Clement im 12. Jh. Andererseits spricht manches dafür, daß die St. Clementkirche die Vorgängerin der St. Petrikerche gewesen ist, d. h., daß der „vicus slavorum“ um 1159 mitsamt der Burgwardkirche auf dem Territorium der späteren Altstadt gelegen hat und erst danach mit der Verlagerung der Burg auf das Areal der Mittelstadt auf das Terrain der Neustadt verlegt worden ist. Der „vicus teutonicorum“ oder „vicus danorum“ muß demnach nach 1170 angelegt worden sein.

Das 1316 erwähnte „castrum St. Petri“ könnte die frühdeutsche Burg auf dem Gelände der Mittelstadt gewesen sein. Die „civitas supra wic“ wäre demzufolge die deutschrechtliche Altstadt gewesen und die „wic“ war das gesamte alte Burgwallgelände an der Petribleiche. Aus den Quellen geht nicht eindeutig hervor, ob mit „arealam antiquam“ beziehungsweise „antiqua iuxta“ (MUB 2975, 3074, 3963, 3964) bereits die Wüstung des alten slawischen

- 1 Slawische Fürstenburg um 1170
- 2 Alter "vicus" um 1150 mit Markt und Kirche (St.Clement)
- 3 "vicus teutonicorum" um 1180 mit St.Nicolai ("nova villa" = "villa forensis"). 1298 die "antiqua civitatis"?
- 4 Frühdeutsche Burg Anfang des 13.Jh. (mit Kietz?)
- 5 Neustadt=Suburbium ("antiqua villa") um 1200 mit Markt und Kirche (St.Jacobi)
- 6 Altes Dienstdorf(?) im 11./12.Jh. ("Wendische Wiek"). Im 13.Jh. neu angelegt als "vicus slavorum", später die "Wiek"-Vorstadt Pingelshof

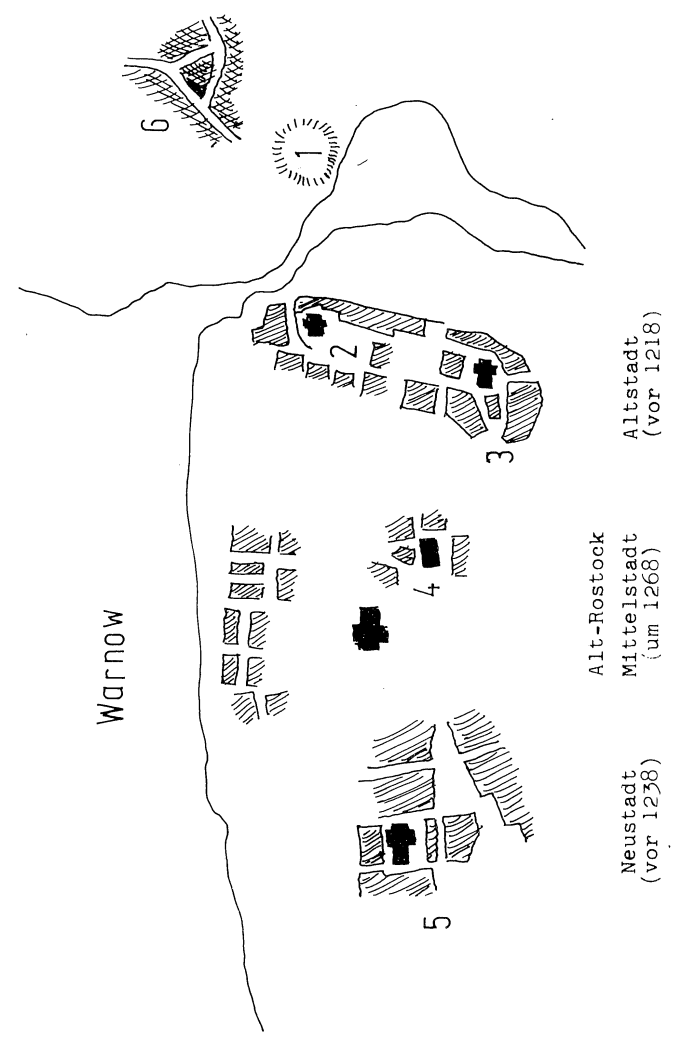


Abb. 7: Rekonstruktionsversuch für die Siedlungselemente des 12. Jahrhunderts auf dem Stadtgebiet von Alt-Rostock

Burgwalles gemeint war oder das Gelände des alten suburbanen „vicus“ auf dem Areal von Alt- und Mittelstadt. Man kann ferner vermuten, daß vielleicht das Rathaus der Standort der frühdeutschen Burg war, denn nach Enders (1986) waren die Rathäuser bei „Immediatstädten“ oftmals die vorhergehenden grundherrschaftlichen Befestigungen (vielleicht eine „curia“-Burg?) wie es die Beispiele von Lychen, Templin oder Fürstenberg lehren. Somit dürfte bei Rostock wohl Mitte bis Ende des 12. Jh. ein Suburbium auf dem Terrain der Neustadt vorhanden gewesen sein. Der deutschrechtliche „vicus“ (Altstadt) war sicherlich bereits Ende des 12. Jh. privilegiert. Die frühe Burgwardkirche (St. Clement) ging vielleicht auf direkten dänischen Einfluß zurück. Auf dem Gebiet der Mittelstadt lag die „Burgfreiheit“. Folgerichtig wurde die Mittelstadt auch zuletzt in das Stadtbild integriert.

Die von Warnke (1977, Abb. 28) bei Pingelshof ausgewiesene „Wiek“ kann durchaus eine slawische Dienstleistungssiedlung gewesen sein, die vordem zur Hauptburg der Kessiner gehörte. Nur dürfte dies nicht der Platz gewesen sein, wo sich Markt und (Burgward-)Kirche um 1180 befunden haben. Der ehemalige „vicus slavorum“ um 1150 muß auf dem Territorium der Altstadt gelegen haben, bis er aufgegeben wurde. Die später auftauchenden Bezeichnungen wie „Wiese auf der Wiek“ (1292), „civitas supra wic“ (1316), „wik“ (1318), „wüste wic“ (1325) oder „Gärten in der Wiek“ (1392) leiteten sicherlich schon über zu der mittelalterlichen Sprachgepflogenheit, das verlassene Burgwallgelände allgemein als „Wiek“ zu bezeichnen. Möglich ist auch, daß schon Ende des 13. Jh. die alte slawische Burgdienstsiedlung bei Pingelshof gleichsam als Vorstadt mit minderem sozialen Status als „Wenedische Wic“ bezeichnet wurde. Hierin kam wohl zum Ausdruck, daß die Bewohner überwiegend Slawen waren. (Vgl. a. „Wendenwiesen“ bei Lisch/Mann 1856, p. 27). Nicht mehr zu klären ist die Frage, ob es sich bei der „Wiek“ von Pingelshof um eine ursprüngliche Dienstleistungssiedlung der alten slawischen Hauptburg gehandelt hat oder ob diese Wiek bei Errichtung der frühdeutschen Burg auf der Mittelstadt Ende des 12. Jh. vom deutschen Feudaladel gleichsam als neue Dienstleistungssiedlung in Form der slawischen „Wiek“ im Sinne von Ludat (1936) geschaffen worden ist. Der 1231 erwähnte „Kastellan“ (MUB 391) dürfte der Burgherr der frühdeutschen Burg auf der Mittelstadt gewesen sein, die um 1240–60 abgebrochen worden sein muß.

Bei Rostock ist es offensichtlich im Zuge der frühen Stadtentwicklung zu mehreren Verlagerungen gekommen. Einmal weicht der Standort der frühdeutschen Burg von der vorhergehenden slawischen Hauptburg ab. Damit im Zusammenhang kam es zur Verlagerung des „vicus slavorum“ vom Gelände der Petri-Vorstadt auf das Areal der Neustadt, wo nunmehr das Suburbium der frühdeutschen Burg entstand. Die slawische Fürstenburg verfiel allmählich, obwohl sie 1171 nochmals erneuert worden war. Auf dem Terrain des einstigen „vicus slavorum“ entstand Ende des 12. Jh. der „vicus teutonicorum“ oder „vicus danorum“. Ob es neben der frühdeutschen Burg auf der Mittelstadt vordem noch eine weitere Burg auf dem Gelände der Neustadt gegeben hat (Lisch/Mann 1856), ist nicht mehr zu klären.

5. Weitere frühe Siedlungselemente

Es existieren einige weitere Spuren, die auf frühe Siedlungselemente in Form von Dienstleistungssiedlungen hinweisen, ohne das sie namentlich gesondert genannt sind (Schwerin, Parchim, Goldberg, Plau). Neben Rostock dürfte Schwerin als eine der ältesten frühdeutschen Städte anzusprechen sein, die unzweifelhaft auf einen slawischen Vorläufer zurückgeht. Im Jahre 1018 wurde die „zuarinae civitas“ genannt (Tiethmar, Chron. VII, 5 bzw. VIII, 4), die seinerzeit dem Obotritenfürst Mistislav gehörte (Wigger 1860, p. 60). Nach Schlie (1899 II, p. 521) baute der Welfenherzog die 1160 durch Niclot abgebrannte Burg wieder auf und erhob ihre „Wiek“ (sicherlich „vicus“) zur Stadt (Lisch 1836, Beyer 1863). Offen bleiben muß hierbei, ob es sich noch um den suburbanen „vicus“ oder bereits um den „vicus teutonicorum“ gehandelt hat. Von großem Wert sind die von Hübbe für das alte Schwerin entworfenen Stadtpläne (Schlie 1899 II, pp. 526, 527).

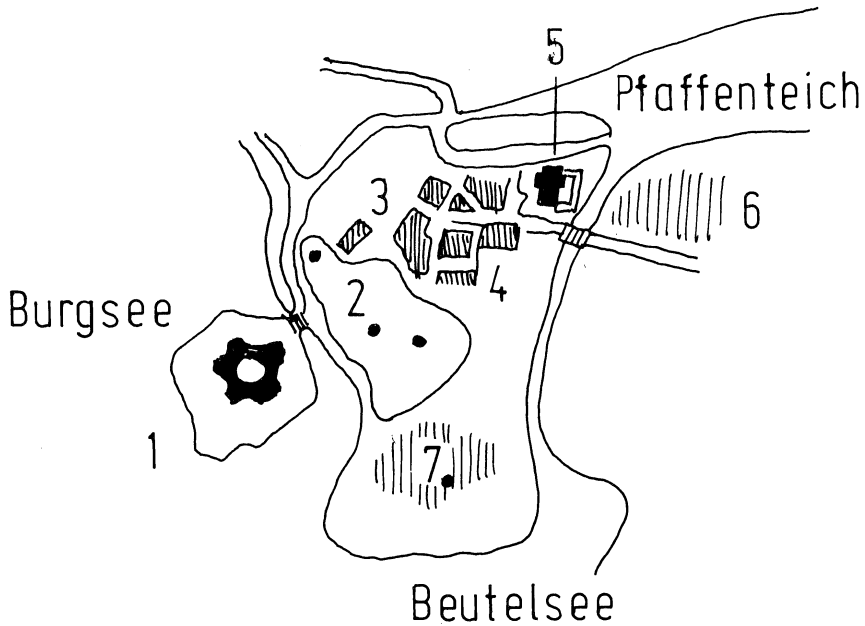
Das alte Schwerin setzte sich um 1170 zusammen aus Burg (Schloß), „Burgfreiheit“ (Suburbium) zwischen Schloß, Kloster und Glaisin (= „villa antiqua“ bzw. spätere Neustadt), Kloster, Altstadt mit Altem Rathaus und Altem Markt (= „villa nova“ bzw. „vicus teutonicorum“) und Burgwardkirche (ab 1171 Dom, wohl auf der Stelle des slawischen Tempels der „regio“ errichtet) (Abb. 8). Verwirrung brachte in zurückliegender Zeit ein Hinweis von Lisch (1841), wonach auf der Schelfe am Pfaffenteich später die Neustadt errichtet worden sei, die 1217 bereits über eine eigene Kirche verfügt habe. Schon Schlie (1899) verwies darauf, daß dies nicht die ursprüngliche Neustadt gewesen sein könne. Die Schelfe gehörte ursprünglich anscheinend zur „Domfreiheit“. Der Name „Neustadt“ für Schelfe taucht erst 1349 auf (MUB 6977) und ist wohl richtiger als „Neue Stadt“ zu definieren. Im 15. Jh. führte die Schelfe den Namen „Wendische Schelfe“. Erst 1705 wurde sie zur eigenen Stadt erhoben.

Unzweifelhaft war die eigentliche Neustadt Ende des 12. Jh. aus dem Suburbium entstanden, wie es beispielsweise aus dem Kauf von Scheunen durch das Kloster Reinfeld im Jahre 1326 belegt ist. Die Mönche hatten Scheunen und Speicher auf der Schweriner Neustadt erworben, welche auf dem „Glaisin“ lagen. Die Schelfe scheint demnach ursprünglich eine slawische Dienstleistungssiedlung gewesen zu sein und zwar in Form einer „Wendischen Wiek“, die sicherlich dem Dom zugeordnet war. Noch im 15. Jh. waren die Bewohner der Schelfe den Schweriner Bürgern gegenüber in ihren Rechten eingeschränkt. Ein Kietz scheint die Schelfe nicht gewesen zu sein, da Kirchen in Kietzen nicht vorkamen (Ludat 1955). Wohl aber kann es sich um eine slawische Dienstleistungssiedlung in Form der Wiek gehandelt haben (Warnke 1977, Stufe 2), die auf eine niedersächsische Gründung zurückgeht, die also im Sinne von Ludat (1936) vom sächsischen Feudaladel angelegt wurde. Die Dienstleistungssiedlung der frühdeutschen Grafenburg (Kietz?) könnte nach den Funden aus slawischer Zeit (Hollnagel 1958, p. 332) südlich von „Burgfreiheit“ und Glaisin gelegen haben. Die Existenz mehrerer Dienstleistungssiedlungen an einem Ort war nicht ungewöhnlich. So besaß die alte Stadt Brandenburg 4 Kietze, darunter den Domkietz (Herrmann 1982).

Unklar ist die Funktion des „Fischer Suck“ (Schlie 1899, p. 526, Abb.), der von Hübbe vor den Planken der Altstadt am Stadtgraben an der Bollbrücke eingezeichnet ist. Wahrscheinlich liegt bei diesem Wort eine Korruption vor. Er könnte abgeleitet sein von „Sack“ (Enders 1986, p. 58), der Ursprungsform der Burgdienstsiedlung im askanischen Herkunftsgebiet. Andererseits ist auch eine Ableitung vom flämischen „Huck“ (= Ecke) denkbar, ein beliebter Name für „Gasse“ (Schich 1980, p. 208).

Bei Parchim existieren keine sicheren Spuren für eine frühere Dienstleistungssiedlung. Obwohl die Burg (castrum) als „terra-“Bezirk 1170 genannt wurde (MUB 91) und die einzelnen Siedlungselemente wie Burg, Altstadt („vicus teutonicorum“) und Neustadt (Suburbium) sowie Kloster noch zu lokalisieren sind, fehlen Spuren für die einstmals sicherlich vorhanden gewesene Dienstleistungssiedlung. Es ist möglich, daß sich ein Kietz am Fischerdamm befand. Vom Südrand der Altstadt sind slawische Siedlungsfunde vom Vipperower Typ bekannt (Corpus Arch. 1979, No. 13/15). Eine gewisse Parallele bietet vielleicht der Ortsteil „Damm“ vor der Burg von Jüterbog (Schich 1980, p. 213), der als „Amtsdorf“ der Funktion nach ein Kietz gewesen sein muß.

Bei Goldberg liegt ein vollständig rekonstruierter Stadtgrundriß vor, der streng nach den Regeln des Normalplanschemas konzipiert ist (Deppe 1987). Wahrscheinlich handelt es sich hierbei um einen Grundriß, der aus der Vereinigung von Altstadt („villa nova“) und Suburbium („villa antiqua“) entstand. Unklar ist bei Goldberg, ob jenes „villa goltz“ in MUB 343 aus dem Jahre 1227 das „villa antiqua“ gewesen ist, welches das Suburbium bildete. Es hat anscheinend noch bis 1261 bestanden (MUB 599). Wahrscheinlich erst danach erfolgte die Rekonstruktion des Stadtgrundrisses. 1231 existierte bereits die Kirche (MUB 386). Da zwischen Baubeginn und Weihe in der Regel 10 bis 15 Jahre vergingen, muß mit dem Bau der Kirche mindestens vor 1220 begonnen worden sein, wenn nicht gar



"Alt-Schwerin" um 1200

- 1 Slawische Burg des Niclot um 1160. Nachfolgend sächsische Grafenburg
 - 2 Burgfreiheit=Suburbium ("antiqua villa"). Anfang 13. Jh. die eigentliche Neustadt
 - 3 Klosterareal
 - 4 Altstadt (um 1160 "vicus teutonicorum"="nova villa")
 - 5 Burgwardkirche (1170 Dom mit Domfreiheit)
 - 6 Schelfe ("Wendische Wiek"="vicus slavorum" nach 1170, später "Neue Stadt"= "Wiek"-Vorstadt ?)
 - 7 Altes Dienstdorf im 11./12.Jh. (Kietz ?)
- Slavische Siedlungsfunde (Hollnagel 1958)

Abb. 8: Siedlungselemente auf dem Stadtgebiet von Alt-Schwerin
(unter Verwendung der Stadtpläne von Hübbe)

noch früher. Der gotische Nachfolgebau enthält keine Anhaltspunkte mehr für den romanischen Vorläuferbau (Schlie 1901). Allem Anschein nach hat es sich bei der Goldberger Kirche ursprünglich um ein Burgwarkkirchspiel gehandelt (Schmaltz 1907, Deppe 1987), das vielleicht bereits Ende des 12. Jh. existierte. Hinweise für eine der Burg zugeordnete Dienstleistungssiedlung fehlen. Eine Möglichkeit bieten zwei slawische Siedlungsfunde (Corpus Arch. 1979, No. 14/16, 14/17) als Anhaltspunkt. Diese Siedlung lag am Ufer des Goldberger Sees.

Plau („terra plawe“) war eine relativ stark besetzte slawische Siedlungskammer. Die Territorialgewalt lag im 11. und 12. Jh. bei der überregional bedeutenden Gauburg Quetzin („cuscin“), nördlich der Stadt auf der Kohlinsel im Plauer See. Das zugehörige Suburbium befand sich der Burg gegenüber auf dem Festland (Corpus Arch. 1979, No. 14/33). Diese Burg verfügte anscheinend über eines der frühesten Burgwardkirchspiele, die noch auf den ersten mecklenburgischen Bischof Berno zurückgehen (Schmaltz 1907, p. 180).

Überraschenderweise wurde bei dieser Gauburg kein „villa nova“ errichtet. Als Standort wählten die deutschen Kaufleute vielmehr den Eldeübergang bei Plau. Daß es sich hier um eine Kaufmannsniederlassung gehandelt haben muß, erhellt aus MUB 2575 aus dem Jahre 1299, wo dem Werleschen Fürsten Nicolaus ein Deputat von einem Pfund Pfeffer zugestanden wurde, eine Leistung, die zu damaliger Zeit sicherlich nur von Kaufleuten erbracht werden konnte (Hoffmann 1930). Der „vicus teutonicorum“ war gekennzeichnet durch ein großes Straßenkreuz (Stitz-, Markt- und Kleine Burgstraße), wie es aus der Neustadt von Brandenburg oder von Alt-Mirow bekannt ist. Der Markt lag ursprünglich vor den Planken des „villa nova“ (Deppe 1987). Ob die Errichtung dieses „villa nova“ zeitgleich erfolgte mit der Verlegung der Burg Quetzin nach Plau, ist unbekannt. Nach Schlie (1935) ist das Oval des „vicus“ erst 1449 bei der Verstärkung des Burggrabens gestört worden. Die frühdeutsche Burg bestand jedoch bereits vor 1235. Vielleicht existierte diese frühdeutsche Burg bereits im 12. Jh. und übernahm erst zu Beginn des 13. Jh. die Funktion der Vogteiburg von Quetzin. Vielleicht hängt auch das Datum 1187 in einem Mauerstein der Plauer Kirche mit dieser Entwicklung zusammen (Lisch 1852). In jedem Falle muß die frühdeutsche Burg vor 1235 bestanden haben, denn in der Plauer Ratsmatrikel aus diesem Jahre (Lisch 1852, p. 258) wird bereits die „terra plawe“ erwähnt.

Das vor der Burg gelegene Suburbium wurde unter Einbeziehung des alten Straßenmarktes als Neustadt mit dem „vicus“ vereinigt, wobei allerdings nur die Neustadt nach dem Normalplanschema konzipiert wurde, der „vicus teutonicorum“ (Altstadt) blieb in seiner ursprünglichen Konzeption erhalten. Es wurde abweichend von anderen Städten (Wesenberg, Goldberg, Sternberg, Malchin, Teterow u. a. m.) kein völlig neuer Stadtgrundriß erstellt.

Unbekannt ist, ob es bei Plau bei der frühdeutschen Burg einen slawischen Vorläufer gegeben hat, was eigentlich zu erwarten ist, denn der Eldeübergang besaß erhebliche strategische Bedeutung. Es sei denn, der südlich der Stadt gelegene Burgwall (Corpus Arch. 1979, No. 14/30) erfüllte diese Schutzfunktion. Diese Burg besaß jedoch ein eigenes Suburbium (Corpus Arch. 1979, No. 14/31). Als Dienstleistungssiedlung kommt nur eine slawische Siedlungsfundstelle beim Alten Wall am südlichen Eldeufer in Betracht (Corpus Arch. 1979, No. 14/40). Diese spätere südliche Vorstadt (Alter Wall, Lübzer Straße) könnte aus einem Kietz hervorgegangen sein, doch fehlt es in dieser Hinsicht an entsprechenden Anhaltspunkten.

6. Schlußbetrachtungen

Die Klärung der Herkunft der mecklenburgischen Kietze und Wieken ist schwierig und kann nicht in jedem Einzelfall mit wünschenswerter Deutlichkeit erfolgen. Zweifelsohne hängt ihre Entstehung mit der im Gefolge des Feudalisierungsprozesses sich herausbildenden sozialen Struktur zusammen. Maßgebend war offenbar die Territorialstruktur, d. h., die

Rolle der jeweiligen Burg, ihre Bedeutung in strategischer und wirtschaftlicher Hinsicht. Sie bildete gleichsam den Kristallisationskern. Schon im 11. Jh. kam es nach Schmidt (1926) zu Differenzierungen bei den Burgdienstdörfern und zur Herausbildung unterschiedlicher Suburbien, darunter Siedlungen fremdstämmiger Kaufleute (Juden, Friesen, Sachsen, Dänen). Es bildeten sich bei den bedeutenden westslawischen Fürstenburgen sogenannte „Burgstädte“. Diese Ansiedlungen wurden mit dem indifferenten Begriff „vicus“ bezeichnet. Hierbei ist zwischen diesem ursprünglichen suburbanen „vicus“ und dem später vom Feudaladel neu angelegten „vicus slavorum“ zu unterscheiden.

Im 12. Jh. setzte die Entwicklung zur Bürgerstadt (Locations- oder Rechtsstadt) ein. Dieser Prozeß muß schon bald nach 1170, dem Abschluß der sächsischen Eroberungen sich vollzogen haben. Keimzelle war der „vicus teutonicorum“, die deutschrechtliche Handelsniederlassung („villa nova“ oder „villa forensis“), die auch als „Wiek“ bezeichnet wurde. Mit dem „wicbelede“-Recht privilegiert wurde sie ein eigener Immunitätsbezirk. Beispielsweise war bei Braunschweig die „Brunswik“ die Keimzelle der Stadtbildung (Timme 1952, 1963). Die Burg mit ihrem Suburbium („villa antiqua“) und ihrer Dienstleistungssiedlung (Kietz) schränkte den Bereich der relativ selbständigen Kaufmanns-Wiek zunächst ein. Es hat den Anschein, daß sich die Dienstleistungssiedlungen bei den slawischen Burgen schon zu einem relativ frühen Zeitpunkt vom Suburbium separierten. Während das Suburbium sich zu einer Handwerkersiedlung weiterentwickelte, verharrte die Dienstleistungssiedlung auf ihrem sozial niedrigen Entwicklungsstand.

In Ergänzung zu Enders (1986, p. 56) muß man wohl davon ausgehen, daß Dienstleistungssiedlungen schon im 11. Jh. im gesamten westslawischen Herrschaftsgebiet verbreitet waren. Nicht nur die Askanier übernahmen diese Siedlungen und verlagerten sie mit bei Burgverlegungen oder Neuerrichtungen, auch die slawischen Fürsten müssen in gleicher Weise verfahren sein. Dabei dürfte sich der Name „Kietz“ als Funktionsbezeichnung allgemein verbreitet haben, so daß er von den deutschen Eroberern adaptiert wurde. Nur so ist das Entstehen der echten mecklenburgischen Kietze weit außerhalb des askanischen Machtbereiches zu erklären.

Keramikfunde allein geben für die Entstehung wohl keinen hinreichenden Aufschluß, da schon zu einem recht frühen Zeitpunkt eine Übernahme der frühdeutschen Töpfertechnik durch die slawischen Bewohner vorgelegen haben kann.

Mit den sächsischen und dänischen Eroberungen kam die grundherrschaftliche „Wiek“ ins Land. Die nunmehr vom deutschen Feudaladel geschaffenen Dienstleistungssiedlungen wurden wohl vorwiegend mit Slawen besiedelt. Sicherlich waren es zum Teil überschichtete Kietze aber sicher auch neu geschaffene Dienstleistungssiedlungen („vicus slavorum“), ohne das es dabei zu einem Struktur- oder Funktionswandel kam, wie es am Beispiel von Malchow ablesbar ist. Bei Schwerin und Rostock wurden wohl neue „Wijken“ eingerichtet.

Die suburbanen „vici“ des 12. Jh. entwickelten sich in unterschiedlicher Weise. Bei Alt-Röbel beispielsweise entstand aus dem „vicus“ („villa antiqua“) später die „antiqua civitatis de robele“ (MUB 2503). (Vgl. hierzu Herrmann 1986, p. 219). Ähnlich vollzog sich der Prozeß in Malchow, wo aus dem Burgflecken („vicus“) das „antiqua villa de malegowe“ entstand. Trotzdem belegen mehrere Fakten die Dienstleistungsfunktion dieser einstigen Suburbien. Bei Alt-Röbel ist neben dem Grundriß die Tatsache bemerkenswert, daß noch bis ins 19. Jh. keine Handwerker in diesem Stadtteil ansässig waren. Ebenso waren bei Alt-Malchow Pauschalbede und Hakenhufen Spuren der einstigen Dienstleistungssiedlung (Schmaltz 1907).

Der „locus zuarinae“ 1211 ebenso wie der „locus guztrowensis“ 1226 waren vielleicht noch die Suburbien. Schwerin („Domwiek“=Schelfe) und Rostock („Wendische Wiek“) erhielten offensichtlich vom deutschen Feudaladel neuangelegte Dienstleistungssiedlungen, die später zu Vorstädten wurden. Bei den Wiekbezeichnungen ergeben sich bei der Deutung allerdings Schwierigkeiten infolge der Mehrdeutigkeit dieses Ausdrucks. Neben den

Siedlungs- und Einödhofbezeichnungen kommen die Flurnamen für aufgelassene Burgwälle und Vorbürgsiedlungen hinzu.

Der jahrhundertelange Wandel mit seinen vielschichtigen Veränderungen hat die Spuren der einstigen „Kietz“- und „Wiek“-Dienstleistungssiedlungen weitgehend verwischt. Nur wenige Flurnamen erinnern in der Gegenwart noch an ihre frühere Existenz und sind somit ein lebendiges Zeichen der Geschichte.

Literatur

- Brückner, E., 1958: Frühgeschichte von Neubrandenburg. AuF 3 (4/5): 337–339
- Beyer, G., 1863: Berno, der erste mecklenburgische Bischof und das Land zu seiner Zeit. Meckl. Jahrb. (MJb) 28:3–247
- Beyer, G., 1867: Die wendischen Schwerine. MJb. 32:1–129
- Beyer, G., 1872: Die Landwehren und die Grenzheilighümer im Lande der Redarier. MJb. 37:42–116
- Bernstoff, A. v., 1894: Die Geschichte von Ankershagen. MJb. 59:282–306
- Boll, F., 1847: Die Geschichte des Landes Stargard bis zum Jahre 1471. Neustrelitz
- Boll, F., 1875: Chronik der Vorderstadt Neubrandenburg (Mit Anhang über die Geschichte des Prämonstratenklosters Broda). Neubrandenburg
- Bollnow, H., 1964: Studien zur Geschichte der pommerschen Burgen und Städte im 12. und 13. Jahrhundert. Veröff. d. Histor. Komm. f. Pommern, Köln/Graz, Heft 7
- Bilek, J., 1959: Die Herkunft der slawischen Minderheiten in den mittelalterlichen Städten Mecklenburgs. Jahrbuch für Bodendenkmalpflege in Mecklenburg, Schwerin 7:229–236
- Deppe, H. J., 1985: Zur Fixierung der Landesgrenze zwischen Brandenburg und Mecklenburg im frühen Mittelalter. Carolinum - Hist. Lit. Zs., Göttingen 48 (92):11–50
- Deppe, H. J., 1987: Grundrisse von Städten der mecklenburgischen Herrschaft Werle. - Eine vergleichende Studie. Carolinum - Hist. Lit. Zs., Göttingen 50 (96):51–87 (97):31–61
- Donat, P. u. Herrmann, J., 1979: Corpus archäologischer Quellen auf dem Gebiet der DDR vom 7.–12. Jahrhundert. Berlin
- Enders, L., 1986: Entstehung und Entwicklung der uckermärkischen Städte im hohen Mittelalter. Jahrbuch für Regionalgeschichte, Weimar 13:24–59
- Filipowiak, W., 1962: Wollin. Teil 1: Materialien. Stettin
- Fritze, H. W., 1982: Zur Frage der Kietzsiedlungen. In Fritze, H. W.: Frühzeit zwischen Ostsee und Donau. - Germania-Slavica, Berlin 3:375–381, 450
- Flotow, G. v., 1844: Beiträge zur Geschichte des Geschlechtes Flotow. Dresden
- Freund, H. 1909: Eine alte Chronik der Stadt Waren aus dem Jahre 1817. Verlag C. Quandt, Waren
- Grotefend, H., 1890: Die Civitas der Slawen und Funde aus Feldberg. MJb. 55:279–286
- Geinitz, E., 1905: Die Namen der mecklenburgischen Sölle. Zs. Heimatbund Mecklenburg, Schwerin 10:104–108
- Grimm, P., 1966: Zur Verbreitung und Bedeutung der Ortsnamen Kietel und Kittel. Ausgrabungen und Funde (AuF), Berlin 11:283–288
- Haucke, P., 1954: Darstellung und Kritik der Theorien über die Entstehung der deutschen Städte mit einer Zusammenfassung der Entwicklung der deutschen Stadtbildung. Inaug. Diss. Jena (Manuskript)
- Henja, A., 1969: Curia, curtis, castrum, castellum. Ein Beitrag zur Differenzierung der selbständigen Herrensitze im 10.–13. Jahrhundert. In: K. H. Otto und J. Herrmann: Siedlung, Burg und Stadt. Berlin, p. 210 ff
- Herrmann, J. 1968: Siedlung, Wirtschaft und gesellschaftliche Verhältnisse der slawischen Stämme zwischen Oder/Neisse und Elbe. Dt. Ak. d. Wiss. Schriften Sekt. Ur.- u. Frühgesch. Bd. 23, Berlin
- Herrmann, J., 1970: Die Slawen in Deutschland (Handbuch), Berlin
- Herrmann, J., 1982: Archäologische Forschungen zur frühen Stadtentwicklung. AuF 27:168–177
- Herrmann, J., 1986: Burgen und Befestigungen des 12. und 13. Jahrhunderts in landesherrlicher Territorialpolitik und bäuerlicher Siedlung in der weiteren Umgebung Berlins. Zeitschrift für Archäologie, Berlin 20:201–235

- Hoffmann, K., 1930: Die Städtegründungen Mecklenburg-Schwerins in der Kolonisationszeit im 12. bis 14. Jahrhundert. *MJb* 94:154
- Hollnagel, K., 1958: Zur Frühgeschichte Schwerins. *AuF* 3(4/5):332–333
- Hollnagel, K., 1973: Burg und Wiek von Marlow. *Jb. Bodendenkmalpfl. Meckl., Schwerin* 1974, p. 217–225
- Jankuhn, H., 1974: Vor- und Frühformen der europäischen Stadt im Mittelalter. Göttingen
- Kempke, T., 1984: Alt-Lübecks Aufstieg zur Königsresidenz. *Zs. f. Arch.*, Berlin 18:93–100
- Koebler, G., 1973: Civitas und vicus, burg, stad, dorf und wic. In: Vor- u. Frühformen der europäischen Stadt im Mittelalter. Göttingen p. 61 ff.
- Kück, E., 1967: Lüneburger Wörterbuch. Neumünster 3:751
- Krüger, G., 1929: Die Kunst- und Geschichtsdenkmäler des Freistaates Mecklenburg-Strelitz. Bd. 1–3, Neubrandenburg
- Krüger, B., 1962: Die Kietzsiedlungen im nördlichen Mitteleuropa. Akademie-Verlag Berlin
- Krüger, B., 1983: Zur Altersbestimmung der Kietzsiedlungen. *Zs. f. Arch.* 17:255–259
- Lisch, G., 1838: Die Stiftung des Klosters Broda und das Land der Redarier. *MJb.* 3:1–32
- Lisch, G., 1838: Miscellen und Nachträge. *MJb.* 3:147–155
- Lisch, G., 1841: Über die wendische Fürstenburg Werle. *MJb.* 6:88–96
- Lisch, G., 1841: Mecklenburgische Urkunden. Schwerin
- Lisch, G., 1843: Über die Kirchen und alte Bauwerke im südöstlichen Mecklenburg. *MJb.* 8:104–126
- Lisch, G., 1843: Beiträge zur Geschichte der Stadt Röbel. *MJb.* 23:22–32
- Lisch, G., 1844: Über die wendischen Burgen Rostock und Kessin. *MJb.* 9:18–36
- Lisch, G., 1845: Die Stiftung der Stadt Güstrow. *MJb.* 10:185–187
- Lisch, G., 1843: Die Altertümer von der Wiek bei Marlow. *MJb.* 8(B):76
- Lisch, G., 1845: Das Land Kutsin oder Kutin. *MJb.* 10:36–41
- Lisch, G., 1848: Beiträge zur Geschichte der Stadt Röbel. *MJb.* 13:425–28
- Lisch, G., 1852: Geschichte der Stadt Plau. *MJb.* 17:2–268
- Lisch, G., u. Mann, K., 1856: Beiträge zur älteren Geschichte der Stadt Rostock. *MJb.* 21:3–26
- Lisch, G., 1856: Über die wendischen Fürstenburgen Mecklenburg und Werle. *MJb.* 21:57
- Lisch, G., 1858: Über Chotibanz und Chutun. *MJb.* 23:22–32
- Lisch, G., 1863: Der Begräbnisplatz von Bartelstorf bei Rostock. *MJb.* 28:301
- Lisch, G., 1867: Urgeschichte des Ortes Malchow. *MJb.* 32:3–57
- Lützwow, K. v., 1841: Mecklenburgische Geschichte. Berlin
- Ludat, H., 1936 (a): Der Ursprung der ostdeutschen Wicken. *Vierteljahresschriften für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte* 29:114–136
- Ludat, H., 1936 (b): Die ostdeutschen Kietze. Bernburg
- Ludat, H., 1955: Vorstufen und Entstehung des Städtewesens in Osteuropa. Köln-Braunsfeld
- Ludat, H., 1973 (a): Zum Stadtbegriff im osteuropäischen Bereich. In: Vor- und Frühformen der europäischen Stadt im Mittelalter. Teil 1, Göttingen
- Ludat, H., 1973 (b): Wik im Slawischen. Festschrift für Walter Schlesinger (Mitteldeutsche Forschungen 74/1), Köln/Wien
- Ludat, H. 1982: Die Herkunft der mit dem Bestandteil Kietz gebildeten Familiennamen. In: Slawen und Deutsche im Mittelalter. Wien/Köln, p. 270–284
- Meurer, F., 1914: Der mittelalterliche Stadtgrundriß. (Diss. TU Berlin), Berlin
- Müller-Mertens, E., 1956: Untersuchungen zur Geschichte der brandenburgischen Städte im Mittelalter. *Wissenschaftliche Zeitschrift der Humboldt-Universität Berlin*, Reihe 3/5 (3), p. 191 ff.
- Mielke, R., 1913: Die Entwicklung der dörflichen Siedlungen und ihre Beziehungen zum Städtebau in alter und neuer Zeit. Vorträge, Nr. 6, Berlin
- Neugebauer, W., 1973: Der Stand der Erforschung von Alt-Lübeck. In: Vor- und Frühformen der europäischen Stadt im Mittelalter. Göttingen, p. 231–238
- Nickel, E., 1958: Zur Frühgeschichte von Magdeburg. *AuF* 3:320

- Nickel, E., 1973: Magdeburg in karolingisch-ottonischer Zeit. In: Vor- und Frühformen der europäischen Stadt im Mittelalter. Göttingen, p. 294–331
- Planitz, H., 1943: Frühgeschichte der deutschen Stadt. Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Weimar 63:19 ff.
- Planitz, H., 1965: Die deutsche Stadt im Mittelalter. Köln/Graz
- Petersohn, J., 1979: Der südliche Ostseeküstenraum im kirchlich-politischen Kräftespiel des Reiches, Polens und Dänemarks vom 10. bis 13. Jahrhundert. Köln/Wien
- Schlesinger, W., 1961: Forum, villa fori, ius fori. Mitteldeutsche Beiträge zur deutschen Verfassungsgeschichte des Mittelalters. Göttingen
- Schlie, F., 1898–1902: Die Kunst- und Geschichtsdenkmäler des Großherzogthums Mecklenburg-Schwerins. Bd. 1–5, Schwerin
- Schlie, A., 1935: Eine bisher übersehene Urkunde zur Geschichte der Stadt Plau. Mecklenburgische Monatshefte, Rostock 11:328–331
- Schich, W., 1980: Stadtwerdung im Raum zwischen Elbe und Oder im Übergang von der slawischen zur deutschen Periode. In: Germania-Slavica I, Hrsg. W. H. Fritze, Berliner Historische Studien, Berlin p. 191–238
- Schildt, F., 1891: Die untergegangenen Dörfer Mecklenburg-Schwerins. MJB. 56:149–193
- Schmaltz, K., 1907: Die Begründung und Entwicklung der kirchlichen Organisation in Mecklenburg im Mittelalter. MJB. 73:85–156
- Schmidt, H., 1926: Die Burgbezirksverfassung bei den slawischen Völkern in ihrer Bedeutung für die Geschichte ihrer Siedlungen und ihrer staatlichen Organisation. Jahrbuch für Kultur und Geschichte der Slawen, Breslau, NF 2(2): 28–132
- Schröder, H., 1741: Kirchenhistorie des papstischen Mecklenburg. Schwerin
- Struck, W., 1938: Die Geschichte der mittelalterlichen Selbstverwaltung in den mecklenburgischen Landstädten. MJB. 48:1–148 (Beiheft)
- Schütte, L., 1976: Wik.- Eine Siedlungsbezeichnung in historischen und sprachlichen Bezügen. Köln/Wien
- Timme, F., 1952: Das Problem der Wik. Pädagogische Beiträge 4 (11): 590–96
- Timme, F., 1963: Brunswiks ältere Anfänge zur Stadtwerdung. Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte 35:1–48
- Warnke, D., 1977: Wieken an der südlichen Ostseeküste. Deutsche Akademie der Wissenschaften, Schriftenreihe der Sektion für Ur- und Frühgeschichte Bd. 31, Berlin
- Warnke, D., 1982: Wieken und Kietze. AuF 27:166–168
- Wigger, F., 1860: Mecklenburgische Annalen bis zum Jahre 1004. Schwerin
- Witte, H., 1909: Mecklenburgische Geschichte in Anknüpfung an Ernst Boll. Wismar
- Zülsdorf, W., 1970: Flurnamenatlas des südlichen Mecklenburgs. Berlin

Anschrift des Verfassers: Prof. Dr. Hans-Joachim Deppe, Kudowastraße 1 A, 1000 Berlin 33.

Die deutsche Hanse

Von Fritz Köhncke

Die Geschichte der deutschen Hanse ist wohl schon hundertmal geschrieben worden. Dabei fällt auf, daß in älteren Darstellungen eine Art Kontinuität von der Wikingerzeit bis zur Entstehung der deutschen Hanse beschworen wird. Jüngere Arbeiten erwähnen diese Hypothese kaum mehr, und zwar aus der richtigen Erkenntnis heraus, daß Wikingerbewegung und mittelalterlicher Handel an den Küsten des Nordens und über die Meere hinweg zweierlei sind. Ist der Handel auch ein Beweggrund für die Wikingerbewegung, so wird sie doch stärker von politischen und religiösen Motiven getragen, deren Stoßrichtung nach Süden weist, um sich gewissermaßen in einer Vorwärtsverteidigung gegen das christliche Abendland zur Wehr zu setzen und damit dem alten Norden sein Eigendasein in Kultur, Religion und Politik zu erhalten (1). Die seefahrenden Kaufleute einer späteren Zeit dagegen verbinden sich in dem Bewußtsein größerer merkantiler Effektivität in den verschiedenen Ländern durch gemeinsames Vorgehen, das im allgemeinen von den Heimatstädten der Handeltreibenden in Absprache miteinander gesteuert wird. Nur was in diesem Sinne bedeutungsvoll erscheint, kristallisiert sich zur Politik, alles andere tritt in den Hintergrund.

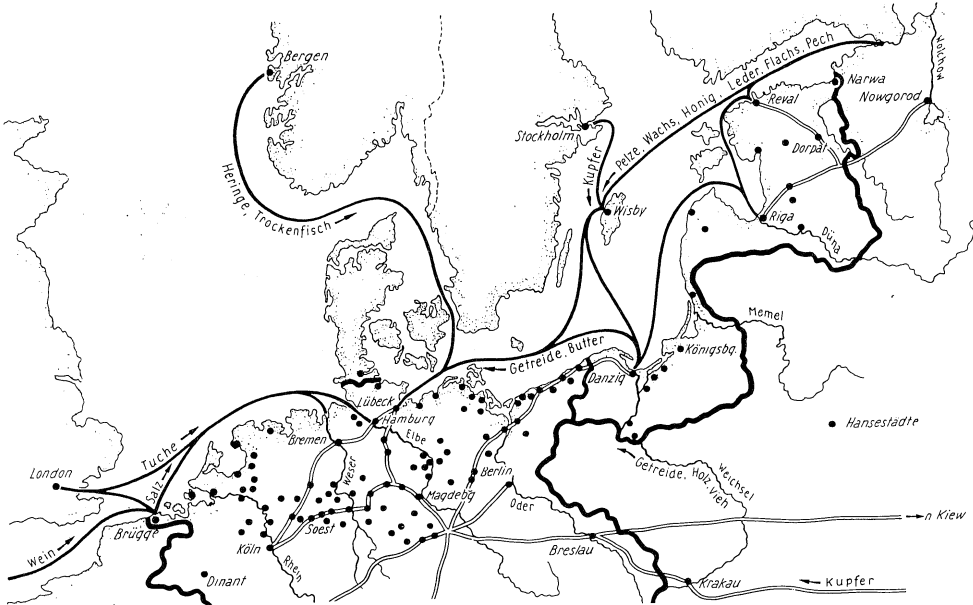
Daß es dennoch Verbindungslinien gibt, ist nicht von der Hand zu weisen. Wenn man bedenkt, daß Lübeck, schon bevor es Vorort der Hanse wird, Aufgaben übernimmt, die vormals im Bereich Haithabus/Schleswigs lagen, daß sich die Entstehung der Hansekogge bis ins frühe Mittelalter zurückverfolgen läßt (2), und wenn man hinzunimmt, daß Wetter, Klima, Boden und Landschaft neben der ethnischen Veranlagung nach der modernen Völkerpsychologie zu allen Zeiten an der seelischen Entwicklung der Menschen teilhaben (3), dann mag es nicht verwundern, daß trotz aller Unterschiede zwischen beiden Phänomenen eine gewisse Affinität besteht: Der Unternehmergeist, gepaart mit Kühnheit und Erfindergabe auf dem Meere, der Wille zur Macht und zur geordneten Verwaltung von Gemeinwesen sind sowohl für die Wikingerbewegung als auch für die deutsche Hanse charakteristisch.

Die deutsche Hanse ist nicht auf einmal da, sie entsteht aus einer Reihe von Hansens. Das mhd. und mnd. Wort „hanse“ bedeutet soviel wie „Handelsgesellschaft“ und geht zurück auf ein germ. „hanso“ = „Schar“.

Eben noch – so wissen wir aus den Urkunden – haben sich im Jahre 1150 alle Kölner, die in London das Geschäft des Kaufmanns betreiben, zu einer Gilde vereinigt. Nach dem englischen Handelsrecht ist nunmehr die „Kölner Hanse“ Teil der Gesamtgilde, der „Gilda Mercatoria“.

Wenig später erscheint die „gotische Hanse“ als eine Vereinigung von Kaufleuten verschiedener Städte, die ihre Niederlassungen in Wisby auf Gotland haben. Von ihnen ist die Hanse in Nowgorod abhängig, sie vertreten aber auch ihre Interessen im Westen. Als sich z. B. im Jahre 1252 der deutsche König Wilhelm von Holland und die Gräfin von Flandern im Streit befinden, schlägt die „gotische Hanse“, von Hamburg und Lübeck unterstützt, für die Deutschen eine Fixierung und Senkung der Zölle zu Damme und andere Vorrechte heraus.

Aber ob sie sich nun „Kölner Hanse“, „gotische Hanse“, „lübische oder hamburgische Flandernfahrer“ nennen, immer gelten sie im Ausland als „Kaufleute des Römischen Reiches“, somit als Repräsentanten aller Deutschen, ohne dazu ausdrücklich berufen zu sein.



Blütezeit der Hanse 1370

„Ähnlich mandatlos“, so schreibt Hermann Heimpel (4), „vielmehr dem germanischen Vertretungsgedanken entsprechend, nach dem die organische Gemeinschaft ebenso für den einzelnen haftete, wie die einzelnen sie vertreten konnten, war das Verhältnis der Kaufleute zu ihren Heimatstädten.“

Hier zeigt sich schon oder noch in den Ansätzen der späteren „deutschen Hanse“ etwas von jener typischen Repräsentativverfassung germanischer Observanz, wie sie sich ja in klassischer Form im isländischen Freistaat ausgebildet hat.

Ist die „gotländische Hanse“ von Anfang an eine auf mehrere deutsche Städte gerichtete Vereinigung, so wird auch die „Kölner Hanse“ zum Ende des 13. Jahrhunderts zu einer gesamtdeutschen. Gegen die sogenannten „Osterlinge“ (die Leute von der Ostsee) können die Kölner auf Dauer nicht ihre Privilegien behaupten; 1237 erhalten jene Handelsfreiheit in England, 30 Jahre später sind die Hamburger und Lübecker durch je eine Hanse in London vertreten. Die Namensänderung vom „alten Haus der Kölner“ zur „deutschen Gildehalle“ (1281) und schließlich zur „Halle der deutschen Hanse“ (1282) signalisiert die Vereinigung aller deutscher Kauffahrer in England zur „deutschen Hanse“. Dieser Prozeß ist aber nicht so bald abgeschlossen. 1347 vereinigen sich in Brügge die lübische und hamburgische Hanse zu einer gesamtdeutschen. Damit ist die Herrschaft über die Nordsee und den Atlantik besiegelt.

Seit der Mitte des 14. Jahrhunderts gliedern sich „de ghemeeenen coplude uten Romeschen rike van Almanac“ – wie es auf mnd. heißt – in ein wendisch-sächsisches, ein westfälisch-preußisches und ein gotländisch-schwedisch-livländisches Drittel. Während der Auseinandersetzungen mit den Dänen kommt es zu einer festeren Gruppierung in Quartiere: in das rheinisch-westfälische um Köln, das sächsische um Braunschweig, das wendische um Lübeck und das preußisch-livische um Danzig. Lübeck wird Vorort dieses bewaffneten Städtebundes, gleichwohl „Monarch“ eines imponierenden Gebildes, das sich im Spätmittelalter zu einem Machtfaktor von nicht geringer Bedeutung entwickelt. In unregelmäßigen Abständen kommen die Abgesandten der etwa 100 Hansestädte unter dem Vorsitz des Bürgermeisters von Lübeck zu ihren „Tagfahrten“ zusammen. Was hier

besprochen und entschieden wird, findet Niederschlag in den sogenannten Hanserezessen, die für alle Mitglieder des Bundes verbindlich sind. Wer die Beschlüsse nicht einhält, muß mit Wirtschaftssanktionen rechnen, oder aber er wird „verhanst“, d. h. aus dem Bund ausgeschlossen. Letzteres kommt häufig dem wirtschaftlichen Ruin einer Stadt gleich.

Die Zielsetzung der deutschen Hanse umgreift vor allem das gemeinsame Auftreten deutscher Kaufleute im Ausland, und zwar in den dortigen Niederlassungen, die den Namen „Kontore“ erhalten. Die Sicherung der Verkehrswege gegen Seeräuberei, die Regulierung von Verbindungen zu Wasser und zu Lande, Festsetzung von Münzeinheit, Maß, Gewicht, Verträge über Stapelrecht, Zölle etc. unter Wahrung einer aristokratischen Geschlechterherrschaft in den Städten sind Gegenstand gemeinsamer Wirtschaftspolitik.

Die Hanse ist der Vermittler zwischen den englisch-niederrheinischen und ostelbisch-baltischen Wirtschaftsräumen. Da gehen Tuche, Wein und Südfrüchte sowie Gegenstände des Orienthandels nach Osten, während Rohstoffe wie Holz, Getreide, Flachs und Pelze den Weg nach Westen finden.

Skandinavien, Polen und Rußland werden in das Handelssystem mit eingebunden. Stockfisch, Kabeljau und Hering gelten als eine begehrte Speise bis nach Italien.

So konstatiert Adolf Helbok (5): „In London, in Brügge, in Bergen und Nowgorod waren die führenden hanseatischen Kontore und Faktoreien. Aus hoher Rechtsordnung im Innern und freiem Bürgergeiste stieg die Macht der Hanse zu einer politischen Stellung empor, die jene der damaligen Kaiser weit hinter sich ließ. Sie gewann die Herrschaft über ganz Skandinavien, sah die Könige von Norwegen, Schweden und Dänemark von sich abhängig, nahm Kronen und verlieh sie . . . In einer Zeit, in der keine englische, wohl aber eine hanseatische Flotte segelte, war die Freiheit der Meere unbestritten gesichert.“

Gustav Freytag hat ein farbenprächtiges Bild vom hansischen Treiben an der Südküste Schonens entworfen. Wegen seiner Eindringlichkeit sei es hier wiedergegeben (6): „Kam der Kaufmann . . . häufig an ein fremdes Ufer, . . . so war sein erstes Bestreben, sich von dem Herrn des Grundes eine Stätte zu gewinnen, wo er mit seinen Genossen nach Recht, Sitte und Glauben der Heimat leben durfte. Diesen Raum am Strand oder bei den Hütten eines Dorfes umgartete er mit einer Schranke, dort lud er seine Waren aus und band das Strandseil seiner Schiffe fest, dort galt für seine Genossen das Heimatrecht und die Ordnung, die er sich setzte.“

Diese Gehege für sein Recht und seine Freiheit zimmerte der Hanse überall. Sogar, wo er mit seinen Fischern nur auf Wochen landete. Am berühmtesten war sein Garten auf der Halbinsel Schonen, den er durch Blut und schwere Gewalttat erwarb und gegen alle Völker trotzig behauptete. Dort am Strande, zwischen den Schlössern Skanör und Falsterbo, hatten die Deutschen den Raum, wo ihr Recht galt und das Banner ihrer Städte wehte, durch eine Landwehr, Wassergräben und Pfahlwerk von dem dänischen Gebiet geschieden. Jede Stadt oder jeder Verband hatte auf dem kostbaren Grund eine nach Ruten gemessene Stelle, „die Vitte“, jede war wieder durch hölzerne Pfähle mit dem Wappenzeichen begrenzt. Auf jeder Vitte standen die steinernen Häuser zum Räuchern und Salzen des Herings, die hölzernen Tavernen und Buden für Fischer und Handwerker, auf jeder galt das Recht ihrer Stadt, welches durch einen angesehenen Bürger, der auf Jahre hingesandt wurde, verwaltet ward; die Oberaufsicht führte der Vogt von Lübeck, nur der Blutbann blieb dem Vogte des Königs von Dänemark. Alles war genau bestimmt, die Größe der Tonnen, die Länge der Fische, durch Merker wurde die Güte der Ware beaufsichtigt. Zwischen den Vitten lag eine deutsche Kirche, ein Franziskanerkloster, in welchem gestrandetes Gut unter dem Schutz der Gottesmutter geborgen wurde, und ein gemeinsamer Kirchhof. Verlassen lag der Strand den größten Teil des Jahres, nur die bewaffneten Wächter mit ihren Hunden wohnten daselbst. Aber zur Fangzeit zwischen Jakobi und Martini kamen, gleich endlosem Zug von Schwänen, die Flotten der Ost- und Westseehansen, dann füllte den Raum das Gewühl arbeitender Menschen, Tausende von Fischerschuten lagen mit ihren Netzen Tag und Nacht in der See, zum Nachtfang brannten Fackeln längs der ganzen Küste. Am Strand aber

arbeiteten der Reepschläger und der Böttcher um die Fässer, und der Kaufmann legte seine Waren in der Holzbude auf. Und zwischen Bergen von Fischen, unter Salz und Rauch wurden die kostbarsten Waren des Festlandes, seidene Stoffe und Waren des Südens, niederländisches Tuch und Gewürze des Orients, wie auf großer Messe verkauft . . . Mit dem Oktober endete plötzlich das bunte Leben an der nordischen Küste.“

Ein verwandtes Bild zur damaligen Zeit bieten die „deutsche Brücke“ in der Fischerstadt Bergen, das belgische „Brügge“, von wo die Fäden nach West- und Südeuropa laufen, das Kontor an der „Baie“ südlich der Loiremündung, von wo die „Baieri“-Fahrer das dort gewonnene Seesalz auf ihren Koggen in salzarme Länder bringen, der Stalhof zu London als eines der ältesten Kontore überhaupt; der Peterhof bei Nowgorod, Wisby auf Gotland und viele andere.

Doch dieses Bild eines friedfertigen Handels im Zeichen der Hanse wird schon recht früh getrübt.

Als am Ende des 13. Jahrhunderts der schwedische König allzu sehr Einfluß auf das hansische Wisby nimmt, da erwirkt Lübeck 1293 einen Beschluß rheinischer, westfälischer, sächsischer und preußischer Städte, wonach der Rechtszug nicht mehr von Nowgorod über Wisby geht, sondern direkt nach Lübeck geleitet wird. Hier schon werden Spannungen mit dem Ausland sichtbar, die dann später zum Austrag kommen sollen.

Seit 1341 gehen mit der aufkommenden Herrschaft des Schwedenkönigs über Schonen die dortigen hansischen Privilegien verloren. Mit Hilfe der Hansestädte gelingt es dem Dänenkönig Waldemar IV (Atterdag) im Jahre 1360 Schonen der dänischen Krone zurückzugewinnen. Trotzdem gibt er der deutschen Hanse ihre Vorrechte nicht zurück. Nein, schlimmer noch, 1361 erobert er sogar Wisby, erklärt sich somit offen zum Feinde der deutschen Hanse. Im Bunde mit dem Grafen von Holstein, mit Norwegen und Schweden setzt sich eine Hanseflotte von 52 Schiffen unter dem lübischen Bürgermeister Johann Wittenberg zur Wehr. Doch vor dem Sundschloß Hälsingborg verliert der hansische Flottenführer seine Landungstruppen und zwölf Koggen. Ist der Sieg verspielt, so muß er dafür mit dem Leben bezahlen, nachdem man ihn in Lübeck zum Tode durch das Schwert verurteilt hat.

Die Situation spitzt sich zu, als 1363 ein erneuter Frontwechsel stattfindet und Schweden und Norwegen zu Dänemark übertreten. Durch eine geschickte Heiratspolitik kommt es zur Union der drei skandinavischen Reiche.

Als Gegenzug ist die Kölner Konföderation von 1367 zu bezeichnen, der außer der Hanse auch holländische und seeländische Städte angehören. Unter dem lübischen Ratsherrn Brun Warendorp gelingt 1368/69 die Einnahme Kopenhagens und Hälsingborgs. Waldemar sucht sein Heil in der Flucht. Im Frieden zu Stralsund (1370) erhält die deutsche Hanse die Privilegien in Schonen zurück, und ihr werden auf 15 Jahre die Sundschlösser Hälsingborg, Malmö, Falsterbo und Skanör geöffnet.

Somit wird die Hanse durch ihr gemeinsames Vorgehen zur führenden Macht im Bereich der Ostsee, so wie sie bereits 30 Jahre früher die Führung über die Nordsee und am Atlantik übernommen hat.

Johannes Haller kennzeichnet die Ereignisse folgendermaßen (7): „Nur ein einziges Mal in ihrer langen Geschichte ist sie als Ganzes handelnd im großen Stil aufgetreten. Das war, als König Waldemar IV. . . . die Axt an die Wurzel des deutschen Ostseehandels legte, indem er ihm seine Stützpunkte auf Gotland und Schonen wegnahm. Da taten sich im Jahre 1367 die Seestädte der Hanse in der Konföderation von Köln zusammen, eröffneten gemeinsam den Krieg und zwangen Dänemark im Frieden von Stralsund 1370 zur Unterwerfung.“

Doch die Auseinandersetzungen sind damit noch nicht zu Ende. Wegen der strittigen Erbfolge nach dem Tode Waldemars 1375 ist es nicht klar, ob Albrecht von Mecklenburg, verheiratet mit dessen erster Tochter Ingeborg, König von Dänemark werden soll, oder ob

die dänische Krone an Olaf von Schweden-Norwegen kommen wird. Letzterer ist ein Sohn des Königs Hakon und der zweiten Tochter Waldemars, mit Namen Margarete. Die Hanse schlägt sich auf die Seite Olafs und seiner Mutter, um der gefürchteten Umklammerung, die durch eine Personalunion zwischen Dänemark und Mecklenburg entstehen könnte, zu entgehen. Der Sieg der Königin Margarete, die nach dem frühen Tode ihres Sohnes weiterkämpft, führt zur Kalmarer Union (1397), in der den Hansen in allen drei skandinavischen Reichen ihre Freibriefe bestätigt werden.

Kaperfahrer aus mecklenburgischem, pommerschem und märkischem Adel stehen seit 1375 auf der Seite Albrechts von Mecklenburg. Sie haben ihren Schlupfwinkel auf Gotland und versorgen in den Jahren 1389–1395 das von der Königin Margarete belagerte Stockholm mit Lebensmitteln. Danach erhalten sie den Namen „Vitalienbrüder (Vitalien = Lebensmittel), während sie sich selbst als „Liekendeeler“ (Gleichteler) bezeichnen. Als sie 1398 durch den Deutschen Orden aus Gotland vertrieben werden, verlegen sie ihre Beutezüge in die Nordsee. Ihr Ziel sind die reichbeladenen Hansekoggen, unter der befähigten Führung Goedeke Michels und Klaus Störtebeckers werden sie zu einer gefährlichen Seeräuberplage, die der Hanse so manche Einbuße bringt. Da sie ihr Kapergut häufig mit den ärmeren Bewohnern der Küsten teilen, finden sie immer wieder Schlupfwinkel, um sich dem Zugriff der Hanse zu entziehen. Schließlich rüsten die Hansen eine Kriegsflotte aus, um dem Unwesen ein Ende zu bereiten. Doch da gelingt es den Hamburgern, in der Nähe von Helgoland die Seeräuber zu überwältigen, und nach dem Urteil des Hamburger Rates werden Störtebecker und 80 Liekendeeler hingerichtet.

Mit dem Ende des Kolonisationszeitalters, mit dem Niedergang des deutschen Ordensstaates beginnt nun auch der Abstieg der deutschen Hanse, die zunächst einmal – zurückgeworfen auf eine Politik der Erhaltung – sich noch zu behaupten weiß. Doch in Holland und England erstehen ihr zwei mächtige Konkurrenten, und die alte Feindschaft zu Dänemark bricht wieder auf.

Das deutsche Reich ist im 15. Jahrhundert schwach, von dort ist keine Hilfe zu erwarten, und die Landesfürsten haben kein großes Interesse an der Selbständigkeit der Städte. Zwietracht und Mißgunst unter den Kaufleuten bringt darüberhinaus ein liberales Konkurrenzdenken hervor, welches nicht mehr auf den kraftvollen Erhalt des Städtebundes gerichtet ist.

Steht man zunächst mit den Holländern im Bunde – bringen sie doch das kostbare Baiensalz etwa nach Riga und Danzig und transportieren dafür Getreide und Holz – so beginnen sie nun selbständig, sozusagen auf eigene Rechnung, Waren in verbotenen Häfen (Klipphäfen) einzukaufen und zu verschiffen. Damit umgehen sie das hansische Gästerecht, wonach sie sich bisher gerichtet haben. Zum Verdruß der wendischen Kaufleute, die ja am Flandernhandel interessiert sind, bringen die Holländer die „Leidener Laken“ relativ billig in das Ostseegebiet. Der nachlassende Heringsfang in Schonen wird jetzt mehr und mehr verdrängt durch den holländischen Fischfang.

Seit der Tuchherstellung in England wird die Wollausfuhr geringer. Diese Entwicklung entspricht nicht mehr dem Interesse der deutschen Hanse, ja, die deutschen Kaufleute werden recht bald als lästig empfunden.

1449 wird eine Baienflotte von über 100 Schiffen von den Engländern gekapert. Es kommt zum Schlagabtausch, aber letzten Endes ziehen die Deutschen den Kürzeren. 1468 werden die deutschen Kaufleute des Stalhofes gefangengesetzt, und die englische Tuchpolitik erobert sich das Festland. Gegenmaßnahmen bleiben in den folgenden Jahrzehnten ohne durchschlagenden Erfolg. 1597 ist es dann so weit, daß der Stalhof in London geschlossen wird.

Schon 40 Jahre vorher hat die „Deutsche Brücke“ in Bergen ihre Bedeutung verloren. Damit ist auch der Fischfang in der Nordsee in andere Hände übergegangen.

Aber bereits während die Auseinandersetzungen mit England sich zuspitzen, beginnt der Kampf mit Dänemark neu, weil es holländische und englische Schiffe in der Ostsee entgegen den Bestimmungen der Kalmarer Union begünstigt.

Als Christian I. von Dänemark im Jahre 1460 vom deutschen Kaiser mit der Grafenwürde in Holstein belohnt wird, fühlt sich der Vorort der Hanse bedroht. Um die unmittelbare Bedrohung durch den Nachbarn abzubauen, gewinnen die Lübecker nach längerem Hin und Her 1523 unter Einsatz ihrer Flotte dem Schweden Gustav Wasa den Königsthron und sprengen somit die Nordische Union. Kaum an die Macht gelangt, ändert Gustav Wasa seinen Sinn, indem er nun genauso wie vorher die Dänen die hansischen Privilegien mißachtet.

In erbitterten Seekriegen versuchen die Lübecker sich zu behaupten, doch können sie den allgemeinen Niedergang der Hanse nicht mehr aufhalten.

Gotland ist seit 1410 in dänischen Händen, 1494 wird der Peterhof zu Nowgorod geschlossen, und seit der Mitte des 16. Jahrhunderts dürfen deutsche Schiffe nicht mehr nach Narwa und in den finnischen Meerbusen fahren.

Erben der deutschen Hanse werden im eigentlichen Sinne die Holländer mit ihrem kühnen Aufschwung selbständigen Seehandels. Mit dem Verlust der deutschen Küstengebiete am Ende des 30jährigen Krieges verschwindet die deutsche Handelsschiffahrt fast vollständig.

Über die Ursachen, die zum Niedergang der Hanse führen, schreibt Leopold von Ranke (8): „Einem allumfassenden Priesterorden, einem Rittertum, das den gesamten abendländischen Adel in eine Art von Zunft verband, zur Seite, konnten auch städtische Bünde den Anspruch machen, ihre Handelsmonopole über nahe und ferne Reiche auszudehnen. Allein mit jenem mußten auch diese fallen. Das Prinzip der neueren Geschichte zielt auf eine gegenseitige Unabhängigkeit der verschiedenen Völker und Reiche in allen politischen Beziehungen.“

Diese vom Historismus geprägte Auffassung Rankes wird von dem Soziologen und Völkerpsychologen Eugen Lemberg in unseren Tagen bestätigt (9): „... mit der nationalbildenden Kraft landesherrlicher Territorien konnten es die Städte oder Städtebünde nicht aufnehmen. Sie verstanden es wohl, Systeme von Handelsstützpunkten oder gar große Rohstoffgebiete zu organisieren, nicht aber, sie mit einer im Boden verwurzelten ... selbstbewußten Nation zu erfüllen. Darin waren ihnen die aus dem Feudalsystem aufgestiegenen Landesherren überlegen.“

Anmerkungen:

- (1) Siehe: Fritz Köhncke, Die Wikinger und das christliche Abendland 1987.
- (2) Siehe: D. Ellmers, Schifffahrt (in: Führer zu vor- und frühgeschichtlichen Denkmälern. Band 9. Schleswig-Haithabu-Sylt. 1968. S. 85ff.).
- (3) Siehe: Willy Hellpach, Geopsychie 8/1977.
- (4) Hermann Heimpel, Deutschland im späten Mittelalter (in: HB der Deutschen Geschichte. Band 1, fünfter Abschnitt 1957. S. 15f.).
- (5) Adolf Helbok, Deutsche Volksgeschichte. 1. Band. 1964. S. 300
- (6) Gustav Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit o. J. S. 310f.
- (7) Johannes Haller, Die Epochen der deutschen Geschichte. 1961. S. 91.
- (8) Leopold von Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. o. J. S. 326.
- (9) Eugen Lemberg, Nationalismus I. Psychologie und Geschichte. 2/1967. S. 65.

Erinnerungen

Der Frau Ida von Heyden-Linden geborene von Oertzen
an ihr Leben in Tützpatz und Neustrelitz

Ida von Oertzen ist am 12. Dezember 1778 in Kotlow (heute Kotelow) geboren, wo sie am 10. Juli 1795 Fritz von Heyden-Linden geheiratet hat, den ältesten Sohn des Herrn von Heyden auf Kartlow, der Besitzer des Majorats Tützpatz gewesen ist. Dieses Majorat war von dem alten Herrn von Linden gestiftet worden, der auch 1779 für die Herrschaft ein schönes Schloß im barocken Stil errichten ließ. Dorthin zogen nach der Hochzeit Fritz und Ida von Heyden-Linden. Den größten Teil ihres Lebens verbrachte Ida von Heyden-Linden, von dem die nachstehenden Aufzeichnungen ihrer Enkelin berichten, auf diesem Schloß; hier starb sie auch am 5. August 1864 im Alter von 86 Jahren.

Die Erzählungen der alten Dame aus ihrem Leben sind 1863 und 1864 von ihrer Enkelin Arianne von Schlotheim, geborene von Heyden-Linden, aufgezeichnet worden. Ein Heft hatte Arianne ihrer Tante Lotte von Schewen gewidmet. Nach deren Tod war es wieder nach Tützpatz zurückgegeben worden. Der letzte Besitzer des Gutes ist im Herbst 1945 enteignet worden. Durch Fürsprache der Landarbeiter wurde es jedoch der letzten Frau von Heyden-Linden auf Tützpatz gestattet, auf dem Hof zu bleiben, bis das Schloß verlassen werden mußte.

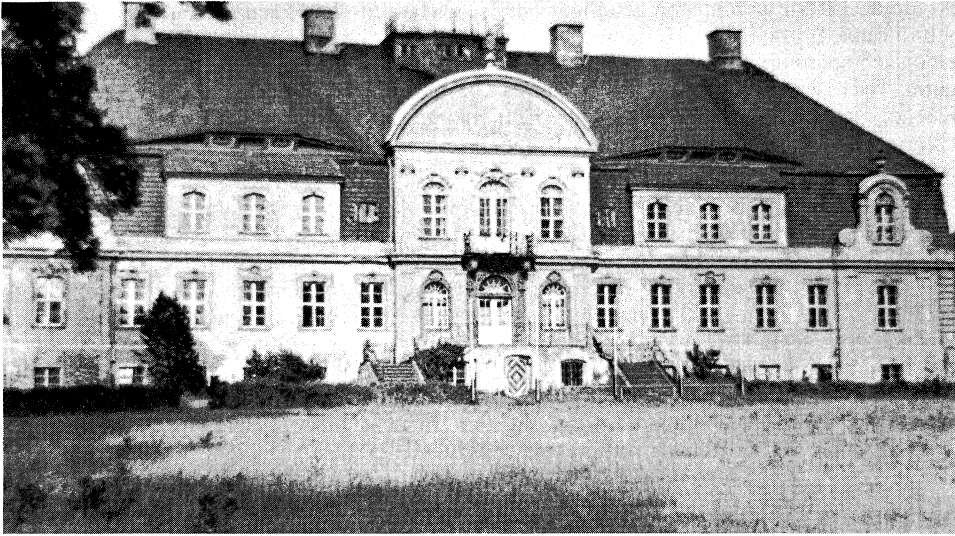
Das Heft mit den Erinnerungen der Frau Ida von Heyden-Linden blieb erhalten. So ist es nun möglich, einem interessierten Kreis mit diesem Zeitdokument aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts (im Originaltext) bekanntzumachen. (Kotlow ist das heutige Kotelow).

Dr. Kurt Haase

Meine Großmama ist jetzt in ihrem 85sten Lebensjahre, frisch an Körper und Geist und oft so frei von jeder Bürde und Schwäche des Alters, daß sie zum Beispiel heute, in einer heiteren Unterhaltung, wie sie eine solche liebt, sagen kann: „daß sie sich so frisch und fröhlich wie vor 20 oder 30 Jahren fühle.“

Als Haupteigenschaften, gleichsam als Basis einer Beschreibung ihres Characters, möchte ich bei Großmama nennen: Eine sanfte Herzengüte, Verstand, Heiterkeit, Lebensfrische und durch die harmonische Verschmelzung dieser Eigenschaften eine seltene Liebenswürdigkeit. Ihr Verstand, ruhig und klar, scharf und vielseitig bewahrt sie vor Schwärmerei und Sentimentalität und läßt sie jeden Menschen klar übersehen, jede Situation klar beherrschen. Die liebevolle Stimmung ihres Gemüthes läßt sie dagegen alles Scharfe und Herbe vermeiden; überall Frieden bringenden Einfluß ausüben, und ihre wohlwollende Teilnahme muß auf alle Menschen, selbst unbedeutende Untergebene, sich ausbreiten.

Jeder, arm und gering, sucht und findet bei ihr guten Rat und geht dann zufrieden von ihr; das ist eine schöne Gabe des Herrn. Ihre Heiterkeit, nicht ausgelassen, sprudelnd und neckend, jetzt aber ernster und ruhiger, scheint mir untrübbar, denn nimmer sah ich bei ihr eine Laune, Verdrießlichkeit oder Verstimmung. „Vielleicht“, sagte sie neulich mit rührender Demut, „habe ich mir vorzuwerfen, das Leben zu leicht genommen und aufgefaßt zu haben“ – aber ich mußte bei mir denken, daß ein solcher leichter, fröhlicher Sinn gewiß eine Gottesgabe, denn sie hat auch ihrer Umgebung das Leben leicht gemacht, und Anderen in ihrem langen Leben viele frohe Stunden bereitet. Großmama hat viel Sinn für Witz und für das Komische, aber ohne je an die Klippe zu stoßen, an der so viele scheitern, die des Mokquierens.



Schloß Tützpatz

Am 12. Dezember 1778 ward meine Großmama, Ida von Oertzen, auf Kotlow in Mecklenburg-Strelitz geboren. Ihr Vater war ein reicher, wohlhabender Landedelmann, ihre Mutter auch von etwas Vermögen, ein Fräulein von Dewitz aus dem Hause Miltzow.

Ihre Eltern haben 16 Kinder gehabt, doch wuchsen davon nur 6 heran, 5 Söhne und eben diese Tochter, deren Geburt eine große Freude war. Großmama erzählt, daß ihre Mutter oft gefragt worden, ob sie ihre Kinder nach den Rousseauschen Erziehungsprinzipien erzöge; aber sie war eine klare verständige Frau und die feine französische Bildung, damals in der vornehmen Welt gebräuchlich, war bei ihr durch einen praktischen, vernünftigen Sinn gebessert und gemildert. Ihre Großmutter dagegen, die alte Frau von Dewitz geb. von Lehsten, trug wohl mehr von der frivolen Färbung der Zeit an sich, denn sie legte großen Wert auf die äußeren Vorzüge der Enkelin und verlangte für sie den Unterricht der Harfe, die kleinen hübschen Hände vorteilhaft zu produzieren. Großmama beschreibt ihren Vater als einen kleinen, häßlichen, verwachsenen Mann, dem zu gleichen sie sich in ihrem 4ten Lebensjahre, in seiner Gegenwart gesträubt; doch ist es ihr, erst 2 Jahre darauf, durch Freunde aufmerksam gemacht, plötzlich klar geworden, daß er vorne und hinten einen Buckel habe, außerdem nennt sie ihn klug, heiter, witzig und angenehm, aber zugleich heftig und tyrannisch.

Die Kinder hatten eine wärmere Liebe zu der Mutter, eine liebenswürdige, feingebildete, hochgeachtete Dame und zugleich eine sehr tüchtige, ordentliche und thätige Hausfrau. Herr von Oertzen erzählte oft, daß ihm der Entschluß, seine Frau zu heiraten, erst gekommen, als er ihre Geduld und Ausdauer bei dem abwickeln einer verwirrten Docke Baumwolle beobachtet habe.

Großmama entsinnt sich eines Tages so erschrocken gewesen zu sein von dem lauten, ungeduldigen Klagen ihres Vaters bei einem heftigen Anfall von Zahnschmerzen, im Beisein seiner Frau, deren Gegenwart er dabei verlangte, daß sie einige Kartoffeln, die sie eben aus einer dampfenden Schüssel genommen, habe fallen lassen und davongelaufen sei. Ihre Mutter war ihr nachgegangen und hatte versucht, es ihr klarzumachen, daß es Pflicht der Frau sei, dem Gatten nachzugeben, worauf sie energisch ausgerufen: „sie würde es sich im Ehekontrakt ausmachen, nicht nötig zu haben, bei ihrem Mann zu bleiben, wenn er Zahnschmerzen habe.“

Beide Eltern waren sehr geselliger Natur, sie hatten viele Freunde, und das Haus war selten ohne Besuch. Der Hergang war sehr gut und wohlhabend, zahlreiche Dienerschaft, eine sechsspännige Kutsche zu den Ausfahrten und einen ausgezeichneten Koch, denn ein guter Tisch war große Hauptsache und alle Kinder erbten den Geschmack einer guten Küche. Doch war zugleich praktische Ordnung im Hause, z. B. war, wie einst bei Goethes Eltern, die Einrichtung, daß der 2. Bediente ein Handwerk kannte, gewöhnlich das des Schneiders und mußte er dann die Anzüge der Söhne machen.

Der Hauptverkehr war mit Schwerins aus Wolfshagen, der ausgebreiteten Familie von Maltzahn usw. Auch hielt man Umgang mit Graf und Gräfin Schlippenbach zu Schönermark, wo Großmama, einst als Kind mitgenommen, den unauslöschlichen Eindruck zweier der schönsten Frauen ihrer Zeit empfing. Die eine war die Gräfin Dönhoff geb. Gräfin Schwerin, eine hohe, stattliche, imposante Dame, im schweren Seidenkleid und hohen Turban, und die andere, ihr gegenüber, die anmuthig schöne Gräfin Solms, nachherige Frau von Opteda, in weißem Mull über gelber Seide, weißem Rosenkranz und mit kostbaren Brillantohrringen, ein Geschenk des Königs von Preußen, weil sie die Gräfin Brandenburg in Wochen gepflegt. Großmama war wohl sehr entzückt und von dem Gegensatz gefesselt worden, denn sie hat mir oft von diesem Eindruck erzählt.

Ihr im Alter zunächst stand ihr Bruder August, ein lebendiger, begabter und witziger Knabe, der nachherige Minister von Oertzen in Strelitz. Sie teilten allen Unterricht, auch den der Konfirmandenstunden bei dem Prediger in Kotlow. Großmama nennt jedoch ihre wissenschaftliche Bildung sehr unbedeutend und oberflächlich, nur die Kenntnis der französischen Sprache wurde durch Gouvernanten etwas gründlicher betrieben. Der Religionsunterricht war besonders ungenügend, leicht und bedeutungslos. Der schelmische Bruder pflegte bereits auf dem Wege zum Pfarrhaus die Schwester zu fragen, ob sie heute zu lernen wünsche, und wenn das heitere, ausgelassene Mädchen auf seine Scherze einging, verstand er es durch sein Sprechen und Erzählen den schwachen gutmütigen Prediger ganz von seinem Unterricht und dessen Zweck abzuleiten. „Der ganze Ton der Zeit“, sagte Großmama, „war wenig ernst, leicht und ausgelassen.“

Dagegen hielt die Mutter sehr darauf, ihre Tochter zu einer tüchtigen und ordentlichen Hausfrau zu bilden, sie mußte sich gründlich um die Wirtschaft in und außer dem Hause kümmern, die Flachsangelegenheiten kennen lernen und genau auf eine große schwarze Tafel in der Speisekammer den ganzen Verbrauch von Butter, Eiern und von Federvieh notieren.

Sie erhielt als Taschengeld jährlich 12 Th und den Ertrag für die Milch einiger Kühe, für die sie aber eine Pacht abgab, so daß ihr Vermögen, einige kleine Geldgeschenke eingerechnet, ungefähr 50 Th jährlich betrug. Doch hatte Großmama wohl von jeher die Gabe des sich Einrichtens und das Streben, etwas zurückzulegen, was ihr Vater, ein sehr guter Wirt, hoch zu schätzen wußte und ihr bewies, indem er ihr in Gegenwart ihrer Brüder, gleichsam als Orden für ihren sparsamen, ordentlichen Sinn, eine alte goldene Münze schenkte und wie eine Verheißung hinzufügte, die sich reich und wahr erfüllt hat, „daß alles, was sie anfasse und unternehmen würde, gute Art und Fortdauer haben würde.“ Großmama besitzt noch heute das seltene Goldstück. – Sehr stolz war sie, einst ihrem Bruder eine Schuld von 5 Th 8 gr bezahlen und ihn dadurch aus einer großen Verlegenheit helfen zu können.

Das heitere, fröhliche Kind mußte eine eigentümliche Anziehungskraft haben, oder lag Liebe und Courmacherei überhaupt damals mehr in der Luft und in den Menschen? Sie war 12 Jahre alt, als der Hauslehrer ihr beim Scheiden gestand, daß er nur ginge, weil er sie liebe, und die Freunde ihrer Brüder überschütteten sie schon damals mit Beweisen ihrer Liebe und Zuneigung. Mit 13 Jahren erklärte ihr der nachherige Minister von Kamptz, daß er gern 10 Jahre seines Lebens darum hingebe, immer mit ihr leben zu können, und als er am Morgen seiner Abreise von Kartlow bei ihrem Bett vorbeigeführt wurde, von Frau von Oertzen Abschied zu nehmen, küßte und streichelte er zärtlich ihren Arm, sie hatte jedoch

den Takt, sich schlafend zu stellen. Ich mußte lachen als sie mir von den fast unglaublich vielen jugendlichen Neigungen erzählte, die sie eingeflößt, und sie lachte mit mir, „aber es war doch nicht gut, so früh solche Dinge zu hören und zu erfahren“, fügte sie hinzu. Und sie hat gewiß Recht, denn ihr munterer, ausgelassener Sinn war wohl allein der Schutz und die Rettung des Kindes.

Mit 15 Jahren ward Großmama eingesegnet und gleich darauf, am Hofe des alten Herzogs Adolf Friedrich zu Neu-Strelitz, vorgestellt. Sie trug zu dieser wichtigen Gelegenheit ein weißes Kleid über einer mächtigen Bouffante, von schwerer, brochierter Seide, unten herum reich mit einer Guirlande von bunten Blumen bestickt und auf dem Kopf einen Kranz von wilden Rosen und Hagebutten. Sie versichert, damals noch ganz blond gewesen zu sein, und erst nach ihrer Verheiratung dunkleres Haar bekommen zu haben. Ich fragte, ob sie hübsch gewesen, worauf sie mir entgegnete, daß es viel gefunden worden und sie es glaube, doch sei sie nie ganz ihr eigener Geschmack gewesen. Sie wurde an jenem Hofstage viel bewundert und hörte besonders viel Schmeichelhaftes über ihre hübsche Figur. Großmama meint, daß die Damen damals im Allgemeinen dicker wie heut zu Tage gewesen und daher eine feine Taille auffallender. Sie entsinnt sich des klaren Gedankens am Abend dieses Tages in ihrem Bett: „So, nun ruht die schöne Figur.“

Bald darauf starb der Herzog, und auch im Hause Kotlow ward tiefe Landestruer angelegt. Großmama sollte eines Tages zum ersten Mal eine schwarze Haube aufsetzen, als der 21jährige Prälat von Heyden-Linden seinen ersten Besuch machte, und in einem vierspännigen Wagen mit Vorreitern vorfuhr. Sie stand am Fenster ihres Zimmers und empfand plötzlich den sehnlichsten Wunsch, daß der junge Fremde bald ihre ältere Verwandte, Fräulein von Oertzen, die mit ihr erzogen wurde und ihr durch ihre Launen und Eifersuchten oft böse Stunden machte, heimführen möge, ja sie wurde so leidenschaftlich bei diesem Gedanken, daß sie den Armen einen Louis d'or gelobte, wenn es geschehe. Eine Freundin unterbrach diese Betrachtungen, sie entriß ihr die schwarze Haube, beide verfolgten einander und hielten ihre Jagd erst in der Mitte des Wohnzimmers an, wo sie plötzlich den Fremden erblickte. Lachend und spaßend machte mein Großvater die erste Bekanntschaft seiner nachherigen Braut, und war der erste Eindruck für seine Gefühle entscheidend. Doch reiste er noch wieder ab, mit der Erlaubnis und dem Versprechen, im Herbst wieder zu kommen.

Fritz von Heyden-Linden war der älteste Sohn des Herrn von Heyden auf Kartlow, Besitzer des Majorats Tützpatz und einer Stelle im Stift zu Kammin, welche ihm eine revenue von 800–1000 Th gewährte und einen großen, schönen Orden verschaffte.

Der alte Herr von Linden, der Stifter des Majorats Tützpatz, auch Erbauer des Schlosses, war sehr befreundet gewesen mit der Familie von Heyden und hatte bestimmt, daß sein Erbe, der Neffe seiner Frau, die älteste Tochter dieses Hauses heirate. Doch der junge Herr von Ramin starb plötzlich und Herr von Linden änderte seine Bestimmung zu Gunsten des Sohnes seines Freundes, bei dem er Pate gewesen, der jedoch als Bedingung die Nichte seiner Frau, Fräulein von Ramin heiraten sollte. Herr von Linden starb hierüber und der 12jährige Knabe und die um 5 oder 6 Jahre ältere junge Dame wurden einander als Verlobte entgegengeführt. Sie empfanden jedoch eine große Abneigung gegen einander, ja der junge Bräutigam benahm sich so eigensinnig ungezogen, daß er der Braut die Geschenke, einen Ring und zwei goldene Uhren, in den Schoß warf und aus dem Zimmer floh. Auch Fräulein von Ramin bewies ihren Widerwillen sehr thatsächlich, denn sie heiratete bald darauf einen Herrn von Wedell und der Knabe war frei.

Die Eltern hatten nach der Bestimmung des Herrn von Linden den Genießbrauch des Vermögens bis zu seiner Majorenität und wohnten bis dahin auch in Tützpatz, zogen dann aber nach Kartlow zurück. Gegen den Herbst kam der junge Prälat, der Verabredung gemäß, wieder nach Kartlow, warb um die Hand des 15jährigen Mädchens und erhielt ihre Einwilligung.

Die Eltern waren hochofren über die glänzende Partie der Tochter und diese war eben ein Kind an Jahren, an Unerfahrenheit und Reife ihrer Gefühle. Es sind sehr hübsche Briefe von der kindlichen Braut an den jugendlichen Bräutigam und an ihren entfernten Bruder vorhanden, Briefe voll Munterkeit, Scherz und Liebenswürdigkeit, wie ihr ganzes Wesen.

Sie war Großpapas erste und einzige Liebe, und rührend war es, wenn der bereits alternde Mann seinen Kindern die Stelle zeigte, wo er zuerst von dem Fräulein von Oertzen Kartlow gehört hatte, ja in wahrhaft poetischer Zartheit bewahrte er immer eine verwelkte Rose in seiner Briefftasche und holte sie dann und wann hervor, um seinen Kindern zu erzählen, wie er am ersten Tage der Bekanntschaft mit seiner Ida, als diese beim Laufspiele die Rose habe fallen lassen, sie aufgenommen und zu sich gesteckt habe. – Großmama nennt ihn zur Zeit ihrer Heirat einen hübschen, schlanken Menschen und sehr in sie verliebt. Auch späterhin soll er stets ein gutaussehender Mann gewesen sein, von hübscher, vornehmer Figur, frischem Aussehen und feinem Wesen. „Er liebte mich wohl stets mehr als ich ihn“, sagte Großmama neulich leise wehmütig, und er mag sie wohl verwöhnt und verzogen haben mit der großen, innigen Liebe und Nachsicht, doch war er auf der anderen Seite wieder leicht egoistisch, viel verlangend und heftig. Ich fasse seinen Charakter als schwierig, etwas unentschlossen, ohne große Energie und jedem unangenehmen Geschäft bis zur Schwachheit abgeneigt, auf, dagegen gut, voll Reichtum und Tiefe der Gefühle, edel und von durchaus nobler Gesinnung, so recht ein Edelmann nach der äußeren Erscheinung und dem inneren Wesen. „Mein Mann hatte entschieden viel mehr Verstand, als die Welt es glaubte“, sagte Großmama, „und auch mehr, als er sich das Ansehen davon zu geben wußte.“

Aber zur Zeit ihrer Verheiratung waren beide nur Kinder, und die Ehe war der eigentliche Anfang ihres Lebens. Die Schwiegereltern kamen nach Kartlow, die Braut des Sohnes kennen zu lernen, und empfingen sie darauf in Tützpatz, wohin die Mutter sie brachte, ihren künftigen Wohnort zu sehen.

Die neuen Schwägerinnen waren voll stolzer Erwartung des Eindrucks, welchen das Schloß, die elegante Einrichtung und der Silberreichtum auf das junge Mädchen machen würden und wunderbar enttäuscht über ihr unbefangenes, gleichgültiges Wesen. Großmama entsinnt sich nur, daß die Putzstube der alten Linden ihr auch gefallen, weiße und goldene Möbel mit rotem Atlas überzogen, und die Wände mit demselben Stoff bekleidet.

Frau von Oertzen hatte nun vollauf mit der reichen, guten Ausstattung für die einzige Tochter zu thun. Sie erhielt viel Leinenzug und einige Möbel, darunter 2 Himmelbetten von weiß und blaulackiertem Holz mit Gardinen von schwerer, hellblauer Seide mit weißen Federn besetzt. Die Gräfin Solms besorgte in Berlin die Aussteuer an Kleidern und Putz, worunter als größte nouveauté, ein blauer Hut mit grünen Federn, eine Zusammenstellung von Farben zur Zeit der französischen Revolution „les préjugés vaincus“ genannt. Das Hochzeitskleid war von glänzendem weißen Flor über Seide, unten herum mit einer Guirlande von künstlichen Granatblumen besetzt.

Am 10. Juli 1795 wurden meine Großeltern zu Kartlow getraut. Der Sitte der Zeit gemäß hatte Großmama ihrem Verlobten, am Morgen des Hochzeitstages, einen eleganten Korb mit 6 feinen Batisthemden, reich mit Stickerei und Spitzen besetzt und einen Schlafrock gesandt, und er hatte der Jungfer, welche die Überbringerin war, ein reiches Geldgeschenk gemacht.

Es war eine große, glänzende Hochzeit, und nach 3 Tagen großer Festlichkeit brachen die Neuvermählten früh 4 Uhr auf, um Tützpatz noch bei guter Zeit zu erreichen. Die elegante Equipage hielt am Ende des Hofes, die Mutter nicht zu wecken, und mit heißen Thränen schied die 16jährige Frau von ihrer Heimat und winkte den Leuten des Dorfes Lebewohl zu.

Tützpatz erschien ihr sehr steif und kahl, der Sekretair Rottermann empfing sie mit großer Förmlichkeit an der Thür, und das große, leere, stille Schloß wirkte niederdrückend auf das junge fröhliche Gemüt. Zu dem Allem hatte der Gemahl, vielleicht als erste

Eheprüfung für sie, heftige Zahnschmerzen und mußte sich noch denselben Tag den Zahn ausziehen lassen.

Großmama empfand Sehnsucht nach den Ihrigen, nach dem lebhaft, heitern Kreis, den sie verlassen und war glücklich dankbar, als ihr Mann ihr wenige Tage darauf, den ersten Besuch im elterlichen Hause vorschlug. Aber die ersten Monate blieben eine schwere Zeit, sie fühlte sich fremd und verlassen den vielen Leuten gegenüber und sehnt sich sehr nach der Zeit, wo sie nicht mehr die Jüngste des ihr untergeordneten weiblichen Personals sein würde.

Der Herbst, der die ersten Bedürfnisse und Pflichten der Flachswirtschaft brachte, wirkte wohlthätig auf sie, indem er ihr zuerst die Thätigkeit auferlegte, der sie sich stets mit Vorliebe und großem Eifer hingab. Sie hatte den Flachsboden immer unter Verschuß, gab täglich Flachs für die Spinnerinnen heraus und empfing das gesponnene Garn, verkehrte eifrig mit dem Weber und bestellte nicht nur genau den ganzen Bedarf für Haus und Wirtschaft, aber ließ auch sämtliches Leinen für die Ausstattungen ihrer Töchter machen und gab Jedem ihrer Söhne eine Aussteuer von Laken, Handtüchern und Tischzeug mit.

Großmama war bald in ihrer neuen Familie sehr beliebt, ihr Schwiegervater sagte ihr öfters: „Liebes Töchterchen, Sie würden auch dem alten Linden sehr gefallen haben.“ und ihre Schwiegermutter, eine kluge, natürliche und originelle Dame, hielt große Stücke auf sie.

Ich muß hier einige Anekdoten von dieser meiner Urgroßmutter erzählen, wie Großmama sie mir mitgeteilt. Frau von Heyden war nach dem Tode ihres Mannes nach Demmin gezogen und lebte daselbst in sehr guten, wohlhabenden Verhältnissen. Doch war sie öfters kränklich und legte sich endlich ganz nieder und blieb die letzten sieben Jahre ihres Lebens ganz zu Bett. Einst kam der Bischof nach Demmin und da er viel von der reichen, kranken Dame hörte, welche so wohlthätig für die Kranken sorgte und so freigiebig für die Armen war, beschloß er ihr einen Besuch zu machen und ward an ihr Bett geführt. Er begann sogleich eine lange Rede über Gottes Führungen, der die Leiden der Kranken kenne und denselben gewiß bald ein Ziel und ein Ende setzen würde. Die alte Dame ließ ihn eine Weile sprechen, unterbrach ihn dann aber etwas ungeduldig: „Dat is Alles so schlimm nicht, Herr Bischof, wenn man gute Leute und Geld hat, und ich habe beides, kann man es gut noch eine Weile aushalten.“

Großmama wünschte sich nicht mit dem Besuch einer Verwandten auszusöhnen, gegen die sie eine Abneigung gefaßt, indem sie sagte: „Es sei doch ein sehr gutes, vortreffliches Mädchen.“ „Dat sie gut ist“, entgegnete die Schwiegermutter, „ist gut für ihr, dat sie aber unangenehm ist, ist schlecht für mir, und ich mag sie hier nicht haben.“

Ein Mal ließ sie ihre Brillanten in Ringe fassen, einige mit drei, andere mit zwei, und noch andere mit einem Stein, die sie dann nach Gunst unter ihre Kinder verteilte. Großmama erhielt vor mehreren ihrer Töchter einen solchen Ring mit 3 Brillanten, aber schon damals besaß sie die Gabe, ihre Umgebung gleichsam mit ihren Reizen und Vorzügen zu versöhnen, also daß ihr der höhere Rang, der ihr am Hofe zu Strelitz gewöhnlich vor anderen Frauen wurde, niemals beneidet worden ist; und die Frauen der Männer, die ihr Verehrung und Freundschaft widmeten, ihr nicht gram waren, sondern oft mit herzlicher Liebe zugethan, wie z. B. ihre Schwägerin in Kartlow, von deren Nachsicht und Treue sie neulich mit Thränen in den Augen sprach. Doch ich greife der Zeit voraus und nehme nun den Lebensfaden der Vergangenheit wieder auf.

Die Geburt ihres ersten Kindes machte Großmama unaussprechlich glücklich. Ihre Tochter Jetline, die in ihrem 15. Lebensjahre wieder starb, ward Ende Mai 1796, zu Neu-Brandenburg geboren. Ihre Eltern hatten sich jetzt daselbst niedergelassen, seit Herrn von Oertzens Anlage zu Schlaganfällen die stete Aufsicht eines Arztes wünschenswert machte. Die junge Mutter war jedoch sehr angegriffen und sollte ein Seebad gebrauchen, und meine Großeltern gingen daher in diesem Sommer nach Doberan. Auf der Heimreise blieben sie die Nacht in Güstrow, und Großmama besinnt sich noch lebhaft auf den furchtbaren Eindruck, den ihr der Anblick eines Galgens auf offener Landstraße machte, an dem

3 Menschen hingen. Der Gastwirt, bei dem sie einkehrten, erzählte am folgenden Tage andern Reisenden: „Ein Prälat von Heyden-Linden sei bei ihm gewesen, der auch ein Frauenzimmer bei sich gehabt.“

Der Großherzog Friedrich Franz, ein lebenslustiger, ausgelassener Fürst, hielt sich damals wie gewöhnlich, während des Sommers in Doberan auf. Es fand großes Vergnügen daran, die hübsche junge Frau aufzusuchen, zu necken und verlegen zu machen. Sogleich hieß es im Lande, er habe ihr die cour gemacht, und das Gerücht davon erschreckte Großmama so, daß sie bittere Thränen vergoß, und ihr Mann sie trösten mußte. Sie verweilte gern bei dieser Erinnerung. Meine Großeltern ließen um diese Zeit den Garten in Tützpatz vergrößern, und durch einen, eben aus England zurückgekehrten Strelitzer Gärtner anlegen und einrichten, auch ließen sie die Bäume auf dem Hof und im Dorf pflanzen, leider nur Pappeln, um rasch etwas davon zu haben, was Großmama jetzt sehr bedauert.

Sie hat von je her das Talent gehabt, wirkliches, lebhaftes Interesse für ihre Umgebung zu empfinden, so ward sie bald auch schon damals mit den Leuten ihrer Güter und der Nachbarschaft bekannt und nahm Teil an ihren Freuden und Sorgen. Auch begann sie die Krankheiten der Leute zu behandeln und heilte viele derselben. Von weither kamen Kranke zu ihr und baten um Mittel und Ratschläge. Ihre Hauptanordnungen, Aderlaß, Blutegel und ein saurer Trank mit Salpeter, klingen jetzt etwas energisch, aber sie meint, die Naturen seien damals stärker und kräftiger gewesen. Und es ruhte ein solcher Segen auf ihren Kuren, daß ihr Ruf sich immer mehr ausbreitete und die Leute ihr endlich eine gute Zauberkraft zuschrieben. – Aber vor Allem interessierte sie die Landwirtschaft, und ich denke, sie hat ein Organ und einen wunderbar praktischen Sinn dafür. Noch neulich sprach sie es aus, sie kenne nichts Schöneres für einen Mann als Landwirt zu sein und gestand es mir, daß sie es eigentlich schade um meinen Bruder Fritz fände, der ihr sehr gefallen, daß er Soldat geworden. Sie ist eben mit Herz und Seele eine Landfrau.

Großmama bezeichnete heute jene Zeit, die ersten Jahre ihrer Ehe, als den guten, besten Teil ihres Lebens, sie fand Glück und Befriedigung in ihrem Wirken und Treiben, so viele Versuchungen der Welt waren ihr unbekannt, und der Kreis um sie herum war ein reiches Feld für ihre Thätigkeit und ihr Wohlthun.

Mein Großvater war ein großer Pferdliebhaber und besaß ein Gestüt in Tützpatz; er fand viel Vergnügen an der Parforcejagd. Diese Passion gab Gelegenheit zu geselligem Verkehr mit der Nachbarschaft und vorzüglich im Herbst war oft ein sehr lebhaftes Treiben in Tützpatz. Besonders liebte aber Großmama Umgang mit befreundeten Menschen und war unter Anderen sehr gut mit den Maltzahns aus Gültz, eine Freundschaft, die sich treu erhalten, bis der Tod Veränderungen gemacht, die große Familie verstreut, und das einst so volle Haus leer geworden. Auch war öfters Verkehr mit Ivennitz, und nennt Großmama den Grafen Plessen einen hübschen, eleganten und liebenswürdigen Mann, der sie aber als junge Frau, durch sein etwas moquantes Wesen und den leicht ironischen Ausdruck ganz aus der Fassung gebracht hätte. Die Gräfin Plessen geb. Gräfin Schwerin, war eine freundliche, vornehme, leidende Dame.

1798 wurde Großmama zweites Kind, ein Sohn, auch zu Neubrandenburg geboren; der kleine Alexander starb aber schon nach einem halben Jahr, und 1800 kam, ebenfalls im Hause der Eltern, ihr Sohn Helmuth zur Welt. (Der jetzige Besitzer von Tützpatz). Großmama war stets eine sehr zärtliche, liebevolle Mutter, und ist es ihr vollkommen klar, daß ihre Kinder vor ihrem Mann die erste Stelle in ihrem Herzen eingenommen; sie liebte ihn als den Vater ihrer Kinder, während er seine Kinder um ihretwillen liebte. Meine Großeltern wünschten um diese Zeit in Berlin auszugehen, alle Anstalten wurden getroffen, schöne Toiletten angeschafft und die Kinder nach Brandenburg gebracht. Aber Großmama erkrankte gleich in den ersten Tagen ihrer Ankunft in Berlin, der Geheirat Heim behandelte sie und gab ihren Bitten nach und verordnete einen Aderlaß, ihr sehr beliebtes, wohlvertrautes Mittel, denn sie war mit 27 Jahren 27 Mal zur Ader gelassen worden, doch

noch an demselben Tage brachen die Masern aus und der berühmte Arzt erschrak über die Gefahr, welche er über die Kranke gebracht. Der Streich blieb jedoch ohne Folgen, nach einigen Wochen war Großmama im Stande, zurück zu reisen, und der Versuch, einer Saison in der Residenz ward nicht wieder erneuert.

1802 wurde meine Tante Ida, (Frau von Engel-Eichhorst) geboren, und bald darauf begannen meine Großeltern, den Winter in Strelitz zuzubringen. Frau von Oertzen hatte sich auch daselbst, seit dem Tode ihres Mannes, niedergelassen, und ihr Sohn August war Minister geworden. Es war damals eine brillante Zeit in Strelitz, ja gleichsam die Blüte seiner Glanzperiode, und es wurde allgemein: „Ferrara“ benannt.

Der alte Herzog Karl war ein heiterer, lebensfrischer Fürst, der einen lustigen, lebendigen Hergang an seinem Hofe liebte, seine Söhne waren junge, heitre Leute und die Gegenwart seiner vier schönen Töchter gab fortwährend Anlaß zu Festlichkeiten und Vergnügungen. Der Erbprinz Georg, jener kunstsinnige, hochgebildete Fürst, hatte eine besondere Gabe zu arrangieren und zu leiten, und verstand es, Geist und Leben in die Gesellschaft zu bringen, und besonders während der Besuche der eleganten, vornehmen Fürstin Taxis, der talentvollen, lebenswürdigen Herzogin von Altenburg, oder der wunderschönen Königin von Preußen war er unermüdlich und unerschöpflich Hoffeste glänzend und genußreich zu ersinnen. Aber vor Allem war die damalige Prinzessin Solms gleichsam der Mittelpunkt alles Vergnügens und aller Lustbarkeiten. Großmama kann nicht aufhören von ihrer bezaubernden Anmut, ihrer lieblichen Grazie und der gewinnenden Lebenswürdigkeit zu erzählen, es sei ein solcher Charme in ihrer Persönlichkeit gewesen, dem Alle hätten huldigen müssen, daß auch die Strengsten in ihrer Gegenwart ihr nicht zürnen und sie nicht zu rügen vermochten. Sie hielt sich als Prinzessin Solms gewöhnlich in Strelitz auf. Bälle, Konzerte und Aufführungen aller Art folgten fortwährend auf einander. Und an diesem Hof und in diesem bunten Treiben, trat nun die hübsche, lebenswürdige und lebendige junge Frau auf und war bald eines der gefeiertsten und beliebtesten Mitglieder der Gesellschaft.

„Ja, man war viel heitrer, ausgelassener und leichtsinniger damals“, sagte Großmama, „aber wir unterhielten uns auch besser und waren milder und Nachsichtiger für den Nächsten.“ Aber sie giebt zu, daß der heutige, ernste Ton besser, denn sie hat die Versuchungen der Welt und des Frauenlebens kennen gelernt und giebt demütig Gott die Ehre, der sie behütet und bewahrt.

Wie einst der heitre, leichte Sinn das Kind vor Sentimentalität und schlechtem Einfluß geschützt, so war derselbe auch jetzt ein Glück für die Frau auf dem gefährlichen Wege der Welt, der Schmeichelei und der Huldigung der Menschen und ein Gutes dazu, ihr reges, thätiges Interesse für Haus und Wirtschaft, „denn die Frauen hatten damals mehr Pflichten und mehr zu thun“, aber vor Allem waren ihre Kinder ihr wahrer Segen und ihr Gnadengeschenk von Gott!

1806 kam wie eine ernste Mahnung von Gott in diese heiteren, lustigen Kreise. Das Unerhörte, das Unglaubliche, das Unmögliche, es war geschehen; die Preußen geschlagen! Die militärische Bewegung und endlich die Franzosen drangen bis nach Pommern und Mecklenburg, und meine Großeltern entschlossen sich zur Flucht nach Strelitz. Onkel Helmuth konnte mit kindischer Ungeduld den ersehnten Augenblick nicht erwarten, und quälte seine Mutter während des ganzen Morgen des bestimmten Tages fortwährend mit lästigen Fragen über die Wahl von Kutschen und Pferden. Endlich bestiegen sie die Kutsche mit 6 Schimmeln bespannt und erreichten in fortwährender Aufregung einer Begegnung mit den Franzosen gegen Abend Strelitz. Aber auch hier war es unruhig, bis Bernadotte, sehr höflich, dem alten Herzog auf sein Ansuchen, eine sauvegarde für die Stadt gab, und die blesierten Franzosen gleichsam zum Schutz daselbst einquartieren ließ.

Bald darauf kam auch starke Einquartierung nach Schloß und Dorf Tützpatz, doch benahmen sich die Franzosen gut und anständig, wenn sie sich auch möglichst angenehme und vergnügte Tage einrichteten. So gaben sie in dem großen, oberen Saal einen Ball, der

erste und einzige, der je im Hause stattgefunden. Meine Großeltern blieben während der nächsten zwei Jahre ganz in Strelitz, denn mein Großvater scheute mit den Einquartierten zusammen zu leben, und daran fehlte es nicht während dieser Zeit, denn nach den Franzosen kamen Baiern, Russen und Schweden, zuweilen auf länger oder nur auf dem Durchmarsch.

Der Winter von 1806 – 1807 war zwar etwas stiller an Lustbarkeiten und Festen, doch nennt Großmama ihn auch sehr heiter und genußreich. Ihre Mutter hatte seit einiger Zeit ihre Nichte, das liebenswürdige, anmutige Fräulein von Dewitz, bei sich, die nachherige Frau von Dewitz-Kölpin; Großmama und sie schlossen sich in treuer, inniger Freundschaft aneinander, aber besonders war das Zusammenleben mit ihrer Schwägerin, der Ministerin von Oertzen geb. von Jasmund, eine feingebildete herrliche Frau, die Quelle großer Freude. Großmama nennt diese beiden Damen die liebsten, treuesten Freundinnen ihres Lebens. – Durch die Kriegszeiten war nun große Einfachheit in die Feste und Ansprüche gekommen, man putzte sich weniger, besann sich Thee zu trinken, gebrauchte statt des Zuckers, von dem das Pfund 99 Groschen kostete, Honig, und statt der Citronen Berberitzensaft, aber man war doch herzlich vergnügt und lustig in Strelitz. In dem größeren Kreise der Gesellschaft hatte sich ein kleinerer gebildet, von ausgesucht liebenswürdigen und klugen Menschen zusammengesetzt. Von den Herren, die dazu gehörten, nennt Großmama besonders: Ihren Bruder August, der witzige, gescheute und heitere Mann, den lebendigen, liebenswürdigen Minister Penz, den so reich an guten Einfällen Grafen Voß, den originellen Herrn von Dewitz-Kölpin, den genialen, interessanten und geistreichen Hofrat Beckedorf, die Herren von Dewitz, von Jasmund und Andere. Zu den gefeiertesten Damen gehörten aber Großmama, die Ministerin Oertzen, Gräfin Voß u.s.w.

Der Hauch von Goethes und Schillers Geistern wehte durch ganz Deutschland, ihre ganze Zeit war bedeutend und anregend, und auch in diesem Strelitzer geistreichen Kreise fehlte es nimmer an gescheuten und gelehrten Gesprächen, klugen Einfällen und Geist und Witz in den Unterhaltungen. Großmama bedauerte es oft, keine gründlichere, wissenschaftliche Bildung empfangen zu haben, sie folgte vermöge ihres Verstandes leicht und gern dem Gegenstande, der verhandelt wurde, doch wenn derselbe sich endlich in zu gelehrte Abhandlungen verlief, so wußte sie sich durch einen leichten, fröhlichen Scherz zu helfen und einen anderen Ton in die Unterhaltung zu bringen, und die Herren waren ihr oft sehr dankbar dafür, denn es gehört zu den Eigentümlichkeiten der Männer, daß sie es nicht lieben, in Gesellschaft und Gegenwart der Frauen so ernst und gelehrt reden zu müssen.

Doch hatte Großmama schon damals den regen Sinn und Geschmack für Poesie und Literatur und gewährten ihr die erscheinenden Meisterwerke von Goethe unsäglichen Genuß. Sie erinnert sich, wie störend es gewesen, wenn sie sich vor den Kindern und den häuslichen Angelegenheiten mit ihrem Buch in das blaue Kabinett in Tützpatz geflüchtet habe, ihre Wirtschafterin, die alte Schroeder, dann plötzlich gekommen, um „die allerbeste Gnaden man bloß zu fragen, in welchen Farben die bunten Lohnröcke der Mädchen in diesem Jahr gewebt werden sollten?“ Andere Male kam ihr Mann und verlangte, daß sie in seiner Gegenwart ihre Lektüre unterbreche, denn er hatte keinen Sinn für diese Richtung.

1808 war Tante Lotte, Frau von Scheve, zu Neu-Strelitz, geboren, und meine Großeltern gingen von da an für die Sommermonate wieder nach Tützpatz. Großmama wurde oft und viel in dem heiteren Kreise entbehrt, und ihre Schwägerin sprach die Gefühle Vieler mit den Worten der Prinzessin im „Tasso“ aus:

„Doch leider jetzt vermissen wir zu sehr
den frohen Geist, die Brust voll Mut und Leben,
den reichen Witz der liebenswürdigen Frau!“

Im Jahre 1810 kam die Königin Luise zu ihrem letzten Besuch an den Hof ihres Vaters, und meine Großeltern verschoben ihre Reise nach Pymont, sie in Strelitz zu sehen. Die hohe Fürstin erschien in der Fülle von Leben und Gesundheit und stand in der Blüte jener wundersamen, seelenvollen Schönheit, die wie eine Sage durch Geschichte und Poesie jener

Zeit tönt, und sie hatte den Höhepunkt jener Leiden erreicht, die einen unsterblichen Märtyrerkranz um die königliche Stirne gewunden haben!

Es war ein sehr heißer Tag im Juli, und das Galadiner fand in der Orangerie statt. Die Königin trug ein schweres Kleid von drap d'argent mit vollen rosa Rosen besetzt, auf dem Kopf ein strahlendes Diadem und die kostbaren Perlen, die sie mit Thränen verglich, deren sie so viele vergossen, um den Hals. Großmama war ganz geblendet, sie glaubte, die Verwirklichung aller Feenträume ihrer Kindheit zu sehen und vermochte die Augen während der Tafel gar nicht von der zauberhaften Schönheit und Lieblichkeit abzuwenden.

Der Prinzessin Solms war an jenem Tage unwohl, und die böse Welt behauptete, sie habe es gescheut, ihre Reize der vollendeten Schönheit der königlichen Schwester gegenüber zu stellen. Doch war sie am Nachmittag sichtbar in einem Badischen Mousselinekleid mit Gold gestickt und weiße Rosen im Haar, wunderhübsch und anziehend in einem anderen Genre.

Gleich nach diesem Hofstage reisten meine Großeltern nach Pyrmont. Hier traf sie die erschütternde Nachricht vom Tode der Königin Luise in Hohen-Zieritz.

Als Onkel Helmuth, 12 Jahre alt, lange an Krämpfen litt, verordneten die Ärzte den Gebrauch der Badekur in Rehbürg. Hier machte Großmama die Bekanntschaft der Frau von Arnim geb. von Brentano, der später so berühmten Bettina. Schon damals erregte sie durch ihre Erscheinung und Unterhaltung viel Interesse. Sie hatte schöne Züge und Augen, doch sah sie verlebt aus und sagte selbst: „Ich war einst schön, doch die Leidenschaften haben meine Züge zerstört.“ Diese Äußerung frapierte Großmama um so mehr, da bei ihrem klaren, harmonisch gestimmten Wesen, ihr solche Leidenschaftlichkeit sehr befremdet entgegentrat. – So verschieden jedoch die Naturen dieser beiden Frauen waren, sie wurden miteinander sehr bekannt, ja befreundet, und Bettina schickte einst durch den kleinen Helmuth ein Zettelchen an seine Mama, worauf sie folgende Charade geschrieben:

„Mein Erstes ist Idas Aug' und Geist,
Mein Zweites ziert des deutschen Mannes Herz.
Wir lieben den, der wie mein Ganzes heißt,
Und Wahrheit liegt in diesem leichten Scherz.“

Wie lebhaft interessierte Großmama später „der Briefwechsel mit einem Kinde“, womit Bettina von Arnim zuerst als Schriftstellerin auftrat; sie fand in den poetischen, doch extravaganteren Briefen, stets die ihr wohlbekannte Schwärmerin wieder.

Mit begeisterten Hoffnungen sah auch Großmama der Stunde einer Befreiung und eines Aufrichtens Preußens entgegen, aber das Jahr 1813 erfüllte sie zugleich mit bangen Sorgen und trüben Gedanken, deren Ursache wohl in dem eigenen, körperlichen Befinden lag, und die Zukunft des Vaterlandes, ihre eigene und die ihres Kindes, stand dunkel vor ihren Blicken. Es war wohl eine unruhige, bange Zeit, der Sommer dieses Jahres. Tütpatz mußte sich auf eine zweite Besetzung des Feindes gefaßt machen. Alles war wieder zur Flucht bereit, die Koffer standen gepackt auf dem Flur. Großmama war der Geburtsstunde ihres Kindes nahe. Da wurde zur Ungeduld und zum Schmerz von ganz Preußen ein Waffenstillstand geschlossen.

Der Minister Oertzen schrieb die Nachricht davon, halb voll trüben Unmuts, halb scherzend: „Warum mußte jetzt ein Stillstand, ein Zögern kommen, sei es denn um den Frauen ein ruhiges Wochenbett zu gewähren?“

Den vier Verwandten Frauen, Frau von Dewitz-Kölpin, Frau von Dewitz-Miltzow, Frau von Oertzen-Brunn und Großmama, ward eine solche Zeit der Ruhe und Stille zu Theil. Großmama erinnert sich noch sehr deutlich ihrer Betrachtungen am Abend des 15. Juli, als sie bis zum Ende des Tütpatzer Gartens gegangen war, die neu gepflanzten, kleinen Lärchen zu sehen, (jetzt hohe, schlanke Bäume) Betrachtungen und Gefühle sehr trübe und gedrückt, aber sie erinnert sich auch sehr lebhaft der frohen, dankbaren Empfindungen von Freude, als am anderen Morgen ihr Sohn, mein Papa, geboren. Sie war ungewöhnlich wohl

und kräftig und auch die gewaltige Taufrede, in welcher der Prediger seinen aufgeregten Gefühlen Luft machte, hatte keinen schädlichen Einfluß auf sie. Der Pastor fragte nämlich das Kind immer wieder mit gewaltiger Stimme: „Wozu bist du gekommen? Unsere Schande und Schmach zu sehen? Bist du gekommen, am Grabe deines Vaters zu weinen? Oder bist du gekommen, dich mit uns zu freuen?“

Aber auch der heiteren, fröhlichen Mutter drängte die ernste Zeit zuweilen solche Gefühle auf, und sie weiß es noch so klar, als lägen nicht 50 Jahre dazwischen, wie sie das Kind in den Armen gehabt und bei seiner Freude über die Oktobersonne, welche auf die Bilder in der Kinderstube ihre glänzenden Strahlen warf, sich fragen mußte, wie einst die Zukunft, das Leben und die Bestimmung dieses Kindes sein würden. Es war am 18. Oktober, dem Tage der Schlacht bei Leipzig, und ihr geliebter Bruder, Heinrich von Oertzen, Vater von 5 Kindern, fiel in derselben.

Die Prinzessin Solms hielt sich noch immer fast ausschließlich am Hofe ihres Vaters auf, und wurde daselbst, 1815 mit dem Herzoge von Cumberland vermählt. Die Hochzeit war außerordentlich glänzend, und die bald 40jährige Braut erschien noch einmal im ganzen Zauber ihrer Anmut. Sie trug weiße Seide mit kostbaren Spitzen, und statt des Myrtenkranzes eine funkelnde Krone, mit Edelsteinen reich besetzt und mit rotem Sammt gefüttert. Großmama war ganz hingerissen von dem schönen Bilde der fürstlichen Braut in ihrer Erinnerung. Sie selbst trug bei dieser Gelegenheit ein weißes Kleid mit Silber durchwirkt und Rosen im Haar, und sie sah so jugendlich gut aus, daß einer der hohen, fremden Gäste sich erkundigte, wer das junge Mädchen sei? – Doch glaubt Großmama es sei das letzte Mal gewesen, daß sie Rosen getragen, und hat sie überhaupt ihr ganzes Leben den Takt gehabt, in Anzug und Wesen stets zur rechten Zeit, Allés nur für die Jugend passende, aufzugeben und zu ändern.

Der alte Großherzog starb 1816 und sein Sohn Georg folgte ihm in der Regierung. Dieser edle, geistreiche Fürst bewahrte Großmama bis zu seinem Tode 1860, die herzlichste Freundschaft und treueste Anhänglichkeit. Seine Vermählung im folgenden Jahre mit der Prinzessin Marie von Hessen (mit der Großmama in jeder Lebenslage in treuer Freundschaft und innigem Vertrauen verbunden blieb), gab Anlaß zu großen Festlichkeiten und war Strelitz immer noch amüsant und animiert, aber im Ganzen, war es Folge der Kriege, oder die Abwesenheit gewisser Elemente aus der Gesellschaft, ein ernster Ton begann jetzt durch die Zeit zu wehen, man fing an, strenger, gesetzter und ruhiger zu werden. Auch der kleine, auserwählte Kreis veränderte sich und löste sich endlich auf, die Leute waren älter geworden, Hofrat Beckedorf mußte Strelitz verlassen. Andere zerstreuten sich und zwei der lebenswürdigsten Frauen der Gesellschaft, wurden ihr in der Blüte der Jahre vom Tode entrisen. Frau von Dewitz-Kölpin starb zuerst und bald darauf die Ministerin Oertzen.

Es waren große Verluste für Großmama, und besonders war der Tod ihrer Schwägerin ein schwerer Schlag für sie, und ihre Augen füllten sich noch mit Thränen, wenn sie von ihrer milden, nachsichtigen Liebe spricht. Sie schloß sich nie wieder mit diesen Gefühlen an irgend eine Frau, wenn es ihr auch niemals, während ihres langen Lebens an Freunden fehlte. Wohl selten hat Jemand wie Großmama die Gabe gehabt, nicht allein mit Jedem, wie er sei, leben zu können, aber auch die verschiedensten Leute zu gewinnen, an sich zu fesseln und zu bewahren.

Die leichtesten, lustigsten Damen lieben ihre milde Ruhe, die ernstesten, strengsten und im Urtheil oft schroffsten Frauen sind für sie freundlich, mild und liebevoll, ja bewiesen ihr oft die treueste Freundschaft, wie die Kammerdirectorin von Dewitz, Frau von Maltzahn-Gültz und Andere. Und auch mit dem männlichen Geschlecht hat sie diese Eigenschaft, nimmer scheut ein junger Herr ihrer Gesellschaft, ja viele suchen sie gerne auf, und die älteren, erfahrenen und klugen Männer, sie streben ihr zu gefallen und ihre Freundschaft zu gewinnen. Es lebt noch ein Greis in Strelitz, der jetzt langsam die Stufen hinaufschleicht, die er vor mehr als 50 Jahren hinauf und hinunter geflogen, aber er findet noch immer wie ehemals in ihrer Gesellschaft und Freundschaft denselben Genuß und dieselbe Frische und Freude.

In den Jahren 1818 oder 1819 machte ihre Schwägerin aus Trieglaf, die Witwe Heinrichs von Oertzen, welche mit ihren 5 Kindern Berlin bewohnte, einen längeren Aufenthalt in Strelitz. Diese Frau von Oertzen, geb. von Mellin, hatte eine sehr strenge, fromme, ja zuweilen eine etwas schroffe religiöse Richtung, aber ihr Umgang war von segensreichem Erfolg für Großmama, die reine Sonne des Wortes, welchen der strenge Glaube hier streute, fiel in einen wohlbereiteten Boden von milder, liebevoller Gesinnung und warmen religiösen Gefühls und keimte und reifte durch Großmamas Leben hindurch immer mehr und mehr zu einem christlichen Glauben.

Frau von Oertzen hatte 3 Töchter, liebenswürdige Mädchen, die alle ausgezeichnete Frauen wurden. Die Älteste, Ida, heiratete den jetzigen Oberpräsidenten Senfft von Pilsach, die Zweite, Jette, den Herrn von Thadden-Trieglaf, der jetzt so tapfere Redner in der Preußischen Kammer, und die Jüngste, Auguste, war die erste Frau des berühmten Verfassers der Rundschau, Herrn von Gerlach. Diese 3 Nichten schlossen sich in inniger Liebe an Großmama, und war sie besonders befreundet mit Frau von Thadden, die in ihrem ersten Glaubenseifer sehr streng und schroff war, dann aber sehr mild für Andere wurde und nur streng gegen sich selbst blieb.

Während ihres Aufenthaltes in Doberan im Sommer 1822, ward Großmama sehr bekannt mit der jetzt 86jährigen Erbgroßherzogin von Mecklenburg-Schwerin. Die fromme Fürstin teilte ihr Bücher mit und bewies ihr die freundlichste herzliche Freundschaft.

Großmama war bereits 42 Jahre alt, als ihr Sohn Karl, am 23. März 1822 zu Strelitz geboren wurde; sie hatte diese Gnade heiß von Gott erfleht, und der Sohn, welcher ihr damals eine so unsägliche wohlthätige Freude war, sollte ihr bis in ihr hohes Alter ein Segen von Gott bleiben. –

Großmama sprach heute von ihren Kindern und sagte mir, sie glaube fest, daß die Mutterliebe, die wahrste, treueste, aufopferndste und zugleich mächtigste Liebe sei, deren die menschliche Seele fähig. Vielleicht glaubte ich an eine andere Liebe, gewaltiger und herrlicher, aber jedenfalls weiß ich, daß Großmama keine andere so empfunden wie die zu ihren Kindern. Dabei ist es wunderbar, wie nie Eitelkeit sich mit derselben verbunden hat, sie ist vollkommen wunderbar klar über ihre Kinder, und ihre Vorzüge und Eigenschaften, und war nie eine eitle oder ehrgeizige Mutter, weder bei den Heiraten ihrer Töchter noch bei der Zukunft ihrer Söhne, vielleicht eben, weil ihre Liebe so vorherrschend und sie stets nur das Wohl und das Glück ihrer Kinder ohne weltliche Berücksichtigung, wollen und vollbringen konnte.

Meine Großeltern hatten bisher ohne Ostentation und Verschwendung, aber wohlhabend und angenehm als reiche Leute gelebt. Großpapa war den Geschäften sehr abgeneigt und vernachlässigte sogar eine genaue Kenntniß seiner Verhältnisse; er hatte eine große Besetzung, regelmäßige Einkünfte und liebte es, ohne Peinlichkeiten und Sorgen, als reicher Mann zu leben. Und so wurden die Einkünfte jährlich verzehrt und genügten gerade zu dem Leben und Hergang. Der Sekretair Rottermann hatte die eigentliche Verwaltung des Vermögens, er hielt seinen Herren gern bei dem vornehmen Gehenlassen und dem gemüthlichen Schlendergang und machte Berechnungen und Ausgaben also, daß das Archiv stets leer und nie Etwas zurückgelegt wurde; dabei war er streng rechtlich und Großmama sagte mir noch neulich, sie habe die feste Überzeugung, daß er stets ehrlich und gewissenhaft gehandelt habe. Ihr praktischer, kluger Sinn ließ sie seit langem fühlen, daß Nachlässigkeit in der Verwaltung herrsche, daß schlaffe Nachsicht endlich den Ruin herbeiführen würde, und als sie nun erfuhr, daß der Kredit ihres Mannes gewaltig abnähme und der Zukunft ihrer Kinder gedachte, beschloß sie für dieselben zu handeln.

Der alte Rottermann erkrankte im Herbst und gab die Veranlassung, Großpapa zu einem Hineinblicken in seine Verhältnisse zu zwingen. Er erschrak und verlangte einen anderen Sekretair, ihm Ordnung und Klarheit zu verschaffen. Aber Großmama sprach jetzt streng und energisch, denn sie gedachte ihrer Kinder, und erklärte, daß sie fortan die Geschäfte in die Hand nehmen würde. Ihr Mann war verwundert, und sie übernahm eine

ausgebreitete und mühsame Thätigkeit. Er erkannte bald, wie notwendig ein Einschreiten und Handeln gewesen war, doch hatte er sich sehr alteriert und erkrankte, wohl Folge der Aufregung, sehr heftig. Großmama beschrieb mir ihre Todesangst während einer Gewitternacht, wo der Zustand des Kranken bedenklich und sie bei ihm gewacht habe, wie bange ihr Herz bei dem Gedanken an ihre Kinder geschlagen und wie trübe sie in die Zukunft geblickt. Endlich sei der Morgen gekommen, die Natur habe so schön und frisch dagelegen, und ihr Mann sei gerettet gewesen, und heiße Dankgebete erfüllten ihre Seele.

Im folgenden Frühjahr wurde nun energisch an das Werk geschritten, Einschränkungen in Haus und Wirtschaft gemacht, das Gestüt aufgelöst und der Koch entlassen. Großmama übernahm die Geschäftsbriefe, die Rechnungen, die Bücher der Güter, sie verkehrte mit den Pächtern und schloß den Handel ab. Und ihr Rat war klug und ihre Hand geschickt, und Segen ruhte auf ihrem Thun und Wirken. Die Einnahmen verdoppelten sich, es wurden jährlich bedeutende Summen zurückgelegt, sie sammelte das künftige Vermögen ihrer Kinder. Und ihr Mann erkannte dankbar das Werk ihrer Hände. „Ida, was wäre ich ohne dich“, und ihre Kinder danken es ihr noch heute, aber die Welt beschuldigte sie des Pantoffelns, und lachend erzählte sie die Äußerung des Judens in Stavenhagen an ihren Bruder: „Die gnädige Frau in Tützpatz hat die Hosen an.“ Damals war es ihr jedoch nicht angenehm.

Am 3. Februar 1834 starb mein Großvater plötzlich an einem Schlaganfall zu Neu-Strelitz, und Großmama war nun Witwe. Sie begann die rote Schminke, die sie, ihres Mannes Wunsch gemäß, immer getragen, abzulassen, und eine große Einfachheit bemächtigte sich immer mehr ihres Anzuges und hat sich seit den letzten Jahren so gesteigert, daß sie kaum mehr 50 Thaler darauf verwendet. – Ihr Leben von da an ist weniger reich an äußeren Begebenheiten, aber während der beinah 30 Jahre seitdem, sehr reich an Erfahrungen, stillen Werken, Aufgaben und Lieben. Und ich schließe mit meinem Aufenthalt bei ihr vor 6 Wochen diese Blätter. Großmama sagte neulich: „Es ist mir stets so gut gegangen, die Menschen waren stets sehr gut und freundlich für mich, ich bin sehr glücklich gewesen und bin es noch.“ –

Und ich muß solches bestätigen, wenn auch ernste, trübe Stunden in dem langen Leben nicht gefehlt, aber sie trägt den Grund ihres Glückes in sich selbst, in dem heiteren, glücklichen Sinn und dem fröhlichen Gottvertrauen. Sie ist ein Wesen, so recht für das Leben geschaffen, geschaffen, alles Gute, Fröhliche und Große ungetrübt zu genießen, es zu lieben und daran festzuhalten, und ihre Natur ist eine solche, ohne Illusionen und Sehnsucht nach unerreichbaren Gütern, geboren, um glücklich zu sein und glücklich zu machen.

September 1863

August 1864

Ein Jahr war vergangen, seit ich zuletzt im traulichen Verkehr mit Großmama die Erinnerungen aus ihrem Leben aufzeichnete, und wir standen an ihrem Sterbebett (den 5. August). Wenige Wochen des Unwohlseins, wenige Tage des Losringens von Leib und Seele, wenige Augenblicke heftigen Leidens gingen ihrer letzten Stunde voraus, und ihr Ende war sanft, und ein unbeschreiblicher Ausdruck von Frieden ruhte auf der geliebten, irdischen Hülle!

Ihr Leben war so reich an Liebe Geben und Liebe Nehmen, und auch die letzte Seite desselben war Liebe. Es war Liebe, die da an ihrem Sterbelager wachte und betete, es war Liebe, welche ihr Mund aussprach, bis die Stimme verstummte, solange es Licht hatte, und die der Hand Kraft gab, bis sie erstarrte. – Und wir wissen und glauben und werden es einst erfahren, daß die Liebe decket auch der Sünden Menge, und von den dreien, Glaube, Liebe, Hoffnung, die Liebe die Größte ist!

„Als eine Vorbereitung zum Tode“, hatte sie vor nicht langer Zeit gesagt, „sehe ich die langen, schlaflosen Morgenstunden an“, und sie wußte das schöne Sterbelied ganz auswendig:

„Meine Lebenszeit verstreicht,
Stündlich eil' ich zu dem Grabe.“
usw.

So waren ihr Sterbege Gedanken und Todesbetrachtungen nicht fremd und fern, aber sie drückten sie nicht nieder zur Schwermut und zum Lebensüberdruß. Sie lebte gern die Tage, die Gott ihr gab und schenkte, und wenn auch eine große Zahl ihrer Lieben ihr vorangegangen war in die ewige Heimat, so war es auf Erden nicht einsam geworden für ihr Herz, und der Kreis der Liebe, während ihres langen Lebens um sie gezogen, hatte sich auch am Abend ihres Lebens nicht verkleinert und verringert; jedes Haus, das gebauet wurde von Verwandten und Kindern verstorbener Freunde, bekannte sich zu ihr, und jedes neue Leben darin zog ihre Liebe und Milde an sich. Liebe und Fröhlichkeit, Frische und Klarheit bis zuletzt, es war ein glückliches Leben, die beinah 86 Lebensjahre meiner Großmama, es war ein mildes, gnadenreiches Sterben, ihr Tod an dem Ort, der ihr der liebste auf Erden, umringt von denen, die sie lieb hatte, und in den Armen des Sohnes, der bis zuletzt ihres Lebens Liebe und Segen geblieben ist. Blumen blühten und schmückten ihren Lebensweg, und unzählige Blumen dufteten und prangten auf ihrem Sarge zu dem letzten Gange in das Gewölbe in Tützpatz, wo ihre irdische Hülle ruht.

Und ihr Geist hat jetzt Frieden, der da unbegreiflich für unsere Gedanken und unsere Sinne ist, jener Frieden von dem ein Abglanz die Sonne und der Grundton und das Siegel ihres Lebens war, den ihre Seele liebte und dessen Verheißung ihre demütige Zuversicht war:

„Selig sind die Friedfertigen, denn
sie werden Gottes Kinder heißen!“

Johann Heinrich Voß

Von Annalise Wagner

J. H. Voß ist als dichterischer Übersetzer des Homer (Odyssee 1781, Ilias 1783) und Mitglied des Göttinger Dichterbundes in die deutsche Literatur eingegangen. Wir Mecklenburger schätzen Voß aber auch als „Idyllendichter“ (der „70. Geburtstag“, „Luise“) in denen er seine Liebe zum ländlichen Leben offenbart, und die ganze dörfliche Welt seiner Jugendtage sich widerspiegelt.

Alle wichtigen Stationen seines Lebens sind uns erneut durch die zwei biographischen Romane des Schriftstellers H. A. Stoll: Bd. 1: „Der Junge aus Penzlin“, Bd. 2: „Der Löwe aus Eutin“ (1962 und 1966) wieder lebendig geworden. Daher erübrigt es sich hier, eine ausführliche biographische Skizze zu wiederholen. Nur wenige Stichworte sollen seinen eigenen Kindererinnerungen vorangeschickt werden.

1766 Besuch der Neubrandenburger Gelehrtenschule bei Dankert. Unterstützung durch Apotheker Siemerling und einige Freitische.

1769 Danach Hauslehrertätigkeit bei den Söhnen des Junkers von Oertzen auf Schloß Ankershagen, 70 Taler pro Jahr. Dort literarische Begegnung und Freundschaft mit Pastor Brückner aus Gr. Vielen dem benachbarten Dorf.

1772 Besuch der Göttinger Universität, Unterstützung durch Freund und späteren Schwager Boie. Mitglied des Göttinger Hainbundes. Begegnung mit Hölty, Gleim, Gebr. Stolberg, Bürger u. a.

1774 Reise nach Hamburg, um Klopstock kennenzulernen, Begegnung mit dem Dichter des Wandsbecker Boten, Matthias Claudius.

1777 Hochzeit mit Ernestine Boie, Beginn der Homerübersetzung.

1778 Rektoratsstelle in Otterndorf

1782 Rektoratsstelle in Eutin

1802 Übersiedlung nach Jena, um Schiller, Goethe, Wieland und Herder nahe zu sein. Großer Erfolg und lebhafter Gedankenaustausch, Anerkennung als Homerübersetzer

1805 Letzte Station, Annahme einer Professur in Heidelberg, fruchtbare Arbeit, Übersetzen des Horaz und Hesiod

1826 am 29. März endete das arbeitsreiche Leben, das ganz der Wissenschaft und Reinerhaltung der deutschen Muttersprache gewidmet war.

„Ich ward geboren am 20. Februar 1751 zu Sommersdorf unweit Waren in Mecklenburg, und mit meines Vaters Namen, Johann Heinrich, getauft. Mein Vater, der nach abgelaufener Pacht eines Grubenhagischen Vorwerks ein städtisches Gewerbe anfangen wollte, hatte, noch ungeschlüssig in der Wahl des Ortes, hier für den Winter ein bequemes Haus gefunden. Im Sommer zog er nach dem Städtchen Penzlin, wo er den Zoll von dem Baronen Malzahn, und ein Haus mit einigen Gärten, sammt der Gerechtigkeit des Bierbrauens und Branntweinbrennens, gekauft hatte.

Mein väterlicher Großvater Johann Voß, ein freigelassener Rademacher im Malzahnischen Gute Grubenhagen, hatte seinen im Jahre 1714 geborenen Johann Heinrich, einen klaräugigen gewandten Knaben, weil ihm kein Handwerk gefiel, desto anhaltender zu dem gründlichen Küster Johann Carsten, meinen mütterlichen Großvater, in die Schule geschickt, damit er durch Schreiben und Rechnen sich fortbringen könne. Einen leibeigenen Vetter, der Schulz in einem der Grubenhagenschen Dörfer war, habe ich als Knabe mit

meiner Mutter besucht: wir fanden ein tüchtiges Bauerngehöfe, mit Vieh, Getreide und Vorräthen versorgt, in der reinlichen Kammer hochbauschende Federbetten, und vor dem Fenster einen Obstwald. Beweise einer redlichen Gutsherrschaft, die ich fast vierzig Jahre nachher dem jungen Erbherrn, als ich in Giebichenstein ihn sah, mit Rührung erzählte, und die er, so lange die Freilassung unausführbar wäre, auch meinethalb nicht zu mindern versprach.

Die Schulkenntnisse meines Vaters gaben ihm Aussicht, entweder schulhaltender Dorfküster, oder, was man in Mecklenburg Schreiber nennt, Wirthschaftsführer eines adelichen Gutes zu werden, oder wohl gar als Handlanger eines Anwaltes sich zu einem Notarius aufzuschwingen. Aus Begierde, die Welt zu sehen, trat er in Dienst bei einem Lübeckischen Domherrn von Witzendorf, der viel reiste, und einige Jahre hannövrischer Gesandter in Berlin war. Nach kurzer Probezeit ward er Kammerdiener mit Nebenämtden der Feder und des Haushalts, und bald durch Treue und Anstelligkeit Liebling der Herrschaft, die ihn mit Wohlthaten überhäufte. Oft erzählte er mir von der Rauhigkeit des Königes Friedrich Wilhelm, und der Anmuth des Kronprinzen Friedrich; von den Hamburgischen Opern, woraus er ganze Stellen hersagte und sang; und von den berühmten Dichtern Brockes und Hagedorn: den letzten habe er nicht selten an der Tafel seines Herrn scherzen gehört und ihm gern mit feinerem Weine das Glas gefüllt. Als dreißigjähriger kam er in die Heimath zurück, und da er zu seiner Ersparnis noch ein kleines Vermögen erheirathete, nahm er das Vorwerk Buchholz in Pacht, wo er in glücklicher Ehe vier Töchter zeugte, aber durch frühzeitigen Tod sammt der Mutter verlor. Seine zweite Frau, die vertrauteste Freundin der ersten, war meine Mutter Catharina Dorothea Carsten, geboren im Jahr 1718, die mir in Penzlin noch zwei Brüder und zwei Schwestern gab. Auch sie starben jung; nur eine Schwester erreichte ihr vierundzwanzigstes Jahr; der jüngste Bruder, ein treffliches Kind, sein neuntes.

Die Ansiedelung meiner Eltern in Penzlin hatte gutes Gedeihn; zumal da der betriebsame Vater auch mit der Feder sich mancherlei Nebenerwerb, sogar als Sachwalter, zu verschaffen wußte. Er kannte das dort gültige lübsche Recht wie wenige; er schied verwickelte Fälle mit Leichtigkeit, und bestimmte die Anwendung des Gesetzes. Ich erinnere mich, wie er einst bei einer Grenzbesichtigung den Gegner, einen lateinischen Advokaten, in die Enge trieb, und dieser durch den Ausruf, es sei schade, daß ein so offener Kopf nicht studirt habe, ein Lächeln unter den Anwesenden erregte.

Hier also war's, wo ich zuerst Vater und Mutter lallte, und die ersten Eindrücke der Kindheit empfang. Ein artiges Städtchen auf einer Anhöhe mit alter Mauer, bebüschtem Wall, und einer verfallenen Burg; ein weites, sanfthüglisches Stadtgebiet vom triebsamsten Grund, Waldungen von Eichen und Buchen, fischreiche Seen durch Wiesenbäche zusammenfließend; umher eine Menge adlicher Landgüter, die dort absetzten und einkauften; eine durch Fleiß und Verkehr wohlhabende und mutige Bürgerschaft von einfachen Sitten, in mehreren Häusern nicht ohne eigenthümliche Verfeinerung. Der vorige Rector der Stadtschule, der lange in gesegnetem Andenken blieb, hatte auf Zucht, Religion, vernünftiges Lesen, Schönschreiben, Rechnen, Stilübungen und reinen Gesang gehalten; er hatte selbst einen Blinden, den die Stadt nährte, in Musik unterrichtet, daß ihn seines schönen Gesangs wegen mancher Durchreisende holen ließ. Ebenso eifrig sorgte sein Schüler, der damalige Rector Struck, für den jungen Anwachs. Daher bei den fröhlichsten Spielen der Jugend selten Geschrei und Unordnung entstand; und wenn einmal, so war gleich ein ehrsamer Bürger an der Thür, und steuerte.

Mit Vergnügen denk' ich jener Abende, da bei uns, ihre Flasche Bier leerend, die gewanderten Meister, sammt dem Chirurgus, dem Musikanten, dem Kaufmann, dem Maler, bald Bemerkungen über Länder und Städte austauschten, bald durch schalkhafte Laune sich belustigten; und ich begreife, daß Lessing noch in späteren Jahren gern eine bürgerliche Bierschenke besuchte, und im stillen Genuß des muthwilligen Naturwitzes sein Gläschen trank. Selbst einige Edelleute, die dort mit wenigem anständig lebten, unterhielten die Gesellschaft von ihren Feldzügen. Einer war unser biederer Nachbar, von Wagner, der mich

seinen Sohn nannte, ein Jagdgenoß meines bei uns wohnenden Oheims, des Klaviermachers Carsten, mit welchem ich ihn abwechselnd auf ein trautes Abendgespräch voll alter Erfahrungen besuchte, auch wohl mit der Zeit, obgleich unwürdig, auf die Jagd begleitete. Einer, von Pentz, aus der alten Schule, hatte mit zierlicher Hand mehrere Bände Lieder von Hagedorn und anderen geschrieben, die er mir mittheilte. Aus einer ererbten Handschrift über die adlichen Geschlechter Mecklenburgs fertigte er Stammtafeln für einzelne Familien, und ich zeichnete die Wappen mit der Rabenfeder: wobei ich von den dunklen Ursprüngen und Ahnentugenden, auch wie z. B. ein Vossischer Ritterstamm einen Fuchs mit bäumendem, ein anderer mit hängendem Schweif im Schilde führe, unverächtliche Kenntnisse gewann. Noch hatte ich Zutritt in das Haus eines lateinischen Burgemeisters, der den Terenz liebte, des verständigen Apothekers, des mir unvergeßlichen Rectors, und beider ehrwürdigen Prediger; auch führte mich mein Vater zu benachbarten Landpredigern, Pächtern und Gutsherren, mit welchen er in Geschäften und freundschaftlichen Verhältnissen stand.

Kaum hatte ich in der Klippschule das lustige Abeab mit seinen abwechselnden Tonfällen, die wir scharf bezeichneten, mir eingepägt, und nach kurzem Buchstabieren im Zusammenlesen den kleinen Katechismus erreicht, als der grauhaarige Schulmeister mir meines fertigen Gedächtnisses wegen den obersten Sitz anwies. Die aufgegebenen Glaubenslehren und Sprüche, für den kindlichen Begriff ausgewählt und erklärt, die Gebete in schönen Reimen, ja lange Festlieder von Luther und Paul Gerhard, überlas ich ein paarmal, flüsterte für mich die Probe mit zudeckender Hand, und erbot mich zum Aufsagen.

So sehr der Schulmeister mein Gedächtnis lobte, so unzufrieden war er mit meinem träumerischen Wesen, welches er Dusselei nannte. Denn wo es etwas zu gaffen gab (und die Heerstraße von Penzlin war lebhaft), da vergaß ich das Weitergehen. Häufig also ward ich Verspäteter von dem Lehrer mit dem biblischen Ausruf empfangen: Da kommt der Träumer her! Gewiß hat er schon wieder die Gassensteine und die Ziegel auf den Gassen gezählt; Ich sollte durch Kränkung der Ehre gebessert werden, und mußte unter bitteren Thränen mich untenan setzen. Was halbs? Einige Tage machte die Demütigung mich zum Lernen unlustig; bald bei einer neuen Aufgabe: Schelm der letzte! zischelte ich zu den Schadenfrohen, sagte meinen Gesang her, und rückte hinauf. Noch von dem Rector, dessen Schule ich etwa im achten Jahre zu besuchen anfang, ward ich einmal Philosophus bewillkommt, und behielt den Spottnamen eine Zeit lang. Zu meinem Glücke blieb doch eine philosophische Abspurigkeit unbemerkt. An einem herbstlichen Montage war ich in der Morgendämmerung mit einem der schwarzen Sonntagsstrümpfe zur Schule geschlendert, und bald erblickte ich den Gräuel unter dem Tisch. Geschwinde bog ich den schwarzen Fuß unter die Bank nach der Wand, bis wir ein wenig ins Freie durften. Da drängte ich mich im dichtesten Schwarm hinaus, rannte linksum, und traf eine Reihe Kornwagen, durch welche ich mit ängstlicher Vorsicht mich zu Hause stahl.

Aber wie war mir einsam träumenden so innig wohl, wenn in unserem Wiesengarten ich rücklings an einem Baum gestreckt aufschauete, und, die heitere Höhe wie unter mir sehend, mit kindlichem Geist vom Erdrange hinabstieg, dort in der blauen Tiefe den Mond und die Sterne zu erwarten! Und ach unter der Mühlbrücke, wenn nach geöffnetem Schutzblech ich in das durchrauschende Wasser mein Angelrohr stellte, an welchem zur anderen Wand den Blick richtend, ich in sanftem Schwindel stroman nach den Inseln holdseliger Seenixen zu schweben mir einbildete; Oder wenn ich für mich nachsann, wie das, was Baum sei, auch Arbor genannt werden könne! Auch wenn mir eine Erklärung zu glücken schien; wie einst, da ich geschwänzte Froschjungen suchte, und der Pfuhl mit spielenden Farben aufgor, mir das Wunder durch eine unter der Erde hinfahrende Kanonenkugel verursacht dünkte.

Denn von Kindheit auf regte sich in mir eine unersättliche Wißbegierde. Ich beachtete die mannigfaltigen Arbeiten des kunstreichen Oheims, und alle mir zugänglichen Werkstätten; und wo man nachpfuschen konnte, da ward keine Schwiele, kein Schnitt in die Hand geachtet. Als ich einst bei dem Nachbar Nagelschmied, das Spalten der Eisenbarren zu sehn, hinter einem Gesellen stand, legte plötzlich der Meister die glühende Stange auf den

Amboß, und der entsetzliche Hammer sausetete mir dicht am Ohre vorbei. Ein schneeweißer, mehr als hundertjähriger Mann, der gern mit uns Kindern an der Sonne saß, verjüngte sich bei meinen Nachfragen, und erzählte, wie nach dem dreißigjährigen Kriege man die Spur eines Dorfs im aufgeschossenen Walde gesucht, und sich nothdürftig wieder angebaut habe, wie der große Komet als eine Zornruthe so weit durch den Himmel gereicht, wie dann die Moskowiter und die Tatern gewirtschaftet, und wie vor dem Brande das alte Penzlin ausgesehen. Auch die Preußen des Siebenjährigen Kriegs hatten an meiner Neugier und an den Märschen, die ich auf dem Klavier klimperte, ihre Lust, und machten mir einen Muskettierzopf. Stets aber, so oft es die Stunde gab, wurden Eltern und Oheim mit Fragen behelligt. Der Oheim, als wir des Abends auf der Bank an der Thür die heimkehrenden Arbeiter und Herden betrachteten, hatte mir eben die fallenden Sterne und Lufterscheinungen erklärt; ich wollte mehr wissen, und hörte beschämt, ein Narr könne mehr fragen, als zehn Kluge antworten.“

Maßmann & Nissen, Fritz Reuter und Lübeck

Einleitung

Unter dem Titel „Lübecker Weinhandel“ wurde 1985 eine Schrift herausgegeben, in der u. a. Dr. Werner Neugebauer „Heiteres und Besinnliches aus Sage und Geschichte“ berichtet, insbesondere zum Thema „Fritz Reuter und die Weinhandlung Maßmann & Nissen“. Mit Genehmigung des Amtes für Kultur der Hansestadt Lübeck und des Autors drucken wir einen Auszug ab.

Bibliographischer Hinweis: Elisabeth Spies (Hrsg.), Lübecker Weinhandel. Kultur und wirtschaftsgeschichtliche Studien (Veröffentlichungen des Senats der Hansestadt Lübeck, Amt für Kultur, herausgegeben von Hans-Gerd Kästner, Reihe B, Heft 6) Lübeck 1985.

Dutzende von Weinhandlungen gab es in Lübeck im vergangenen Jahrhundert, kleine, mittlere, große und auch sehr große, aber nur eine von ihnen - Maßmann & Nissen in der Breiten Straße - ist in die deutsche Literaturgeschichte eingegangen, und zwar durch Fritz Reuters Verse:

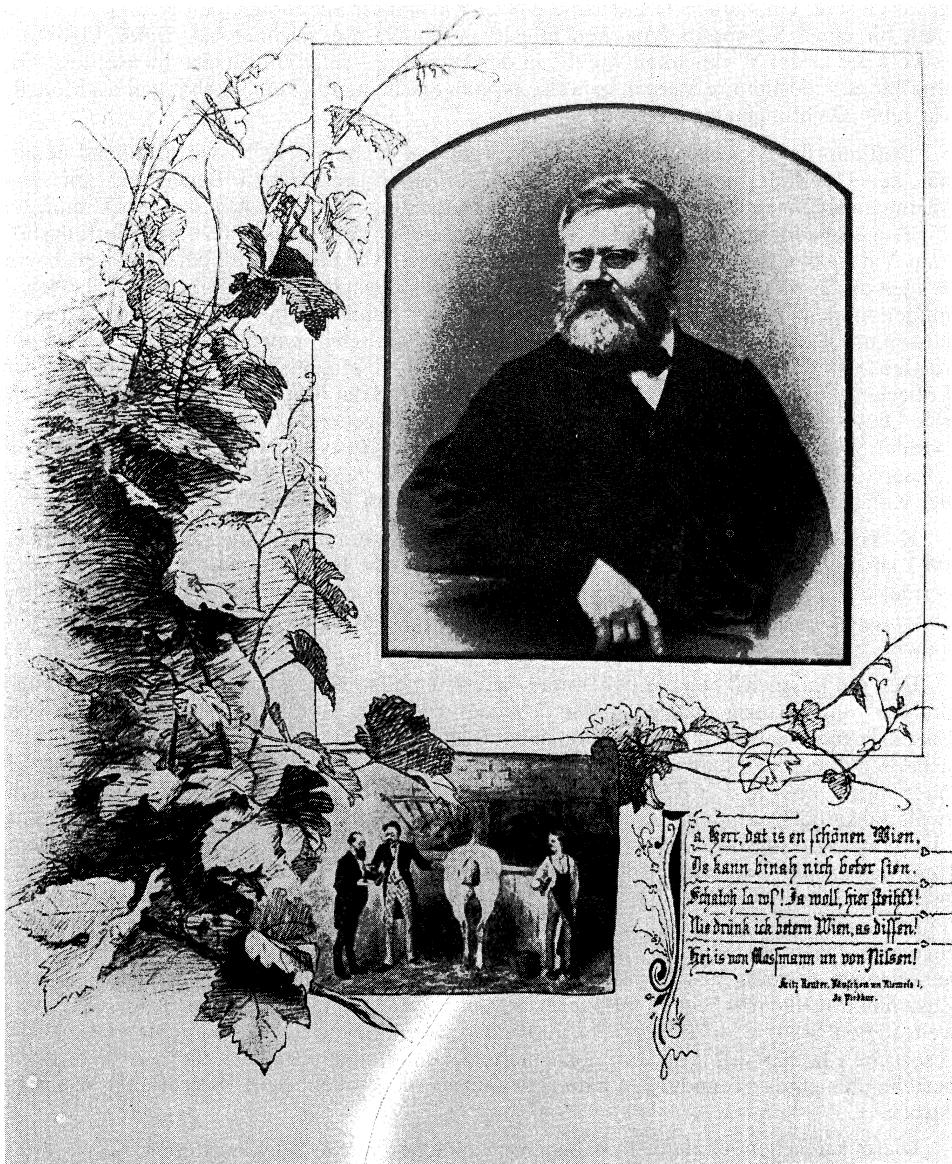
„Ni drück ick betern Win, as dissen!
Hei is von Maßmann un von Nissen.“

Sie stehen im Gedicht „De Pirdkur“ in „Läuschen un Rimels“ (I,20). Diese Pferdekur vollzieht - so hat es der aus Lübeck gebürtige Literaturhistoriker und Reuter-Biograph Karl Theodor Gaedertz trefflich formuliert - ein Tierarzt, den Reuter als Erzschemel und Schwerenöter kennzeichnet: „Des Herrn von April teuerster Hengst hat sich erkältet und eine schreckliche Kolik. Dem herbeigerufenen Pferdedoktor läßt der geizige Gutsbesitzer ein Butterbrot und ein Gläschen Schnaps vorsetzen, sehr bedauernd, keinen Wein im Keller zu haben. Schade! erklärt jener, das probateste Mittel für den Zustand des kranken Rosses wäre eine Bouteille Rotspon. Und siehe da: plötzlich hat der Baron schönen Château La Rose. Der Tierarzt prüft den edlen Rebensaft, nimmt einen und noch einen Schluck und - kluck, kluck, kluck, kluck - ist die Flasche fast geleert. „Ich denke“, ruft entsetzt Herr von April, „der Wein soll für das Pferd?“ und der Doktor darauf:

„För't Pird? Den'n Win för't Pird?
Den'n schönen Win för't unvernünfti'ge Dirt?
Dor denk ick anners! (Kluck, kluck, kluck)
Un drinkt de Buddel ut bet up den letzten Sluck,
Un nimmt de Buddel von den Mund:
Herr von April, Ehr Hingst is ganz gesund.“

Diese Geschichte gehört zu den publikumswirksamsten „Läuschen un Rimels“ Reuters, sie wird immer wieder gern gelesen oder vorgetragen und regt zum Schmunzeln an, denn nicht der gefoppte geizige Gutsherr gewinnt die Sympathien, sondern der schlitzohrige Tierarzt - wie ja auch sonst bei Reuter gar oft derjenige, der den kürzeren zieht, auch noch den Spott für sich hat. Außerdem hat gerade diese kleine Geschichte in Fassung und Aufbau und auch in der Charakterisierung der Personen alle jene Merkmale, die von Literaturhistorikern und -kritikern für Reuters „Läuschen un Rimels“ herausgearbeitet worden sind.

Fleißig ist auch die Reuter-Forschung allen Vorlagen nachgegangen, aus denen der Dichter Anregungen für Text und Personen gewonnen hat, und längst ist ermittelt, daß „Herr von April“ mit dem als knickeriger Gutsbesitzer bekannten Herrn von Meyen auf Gut Vielist bei Waren identisch ist, von dem auch erzählt wird, daß er die ihm zur Weihnachtszeit von der Weinhandlung Maßmann & Nissen alljährlich übersandten großen



Gedenkblatt für Fritz Reuter, ausgegeben von der Weingroßhandlung Maßmann & Nissen. Entnommen aus: Fritz-Reuter-Kalender auf das Jahr 1911

Marzipantorten nie verzehrt habe; er hatte sie für bunt bemalte Holzschnitzereien gehalten und hinterließ deshalb seinen Erben etwa dreißig Stück davon. Die Geschichte soll auch wirklich auf seinem Gut vorgefallen sein, und sein Gegenspieler war der Tierarzt Hellmuth Borchert, übrigens im Gedicht mit voller Nennung des echten Namens, der Reuter aus seiner Landmannszeit („Stromtid“) bestens bekannt war. Er muß ein knorriger Charakter gewesen sein, ein starker Trinker und ein ebenso starker Schnupfer, den Reuter selbst mit dem für einen Schnupfer typischen Finger an der Nase gezeichnet hat. Beide Figuren – sowohl die in der Wirklichkeit wie die in der Dichtung – sind gute Belege für Reuters Art, ihm für eine bestimmte Verhaltensweise typisch erscheinende Persönlichkeiten als Modelle für seine Dichtungen zu verwenden.

Daß nun Fritz Reuter den schönen Rotwein von Maßmann & Nissen so lobend nennt, hat der Überlieferung nach seinen Grund in einer sehr frühen Begegnung mit dem Weinhändler Joseph Nissen. Am Tage seiner Entlassung aus der Festungshaft in Dömitz, am 25. August 1840, wanderte er „mit en lütten Ränzel up den Puckel“ (Ut mine Festungstid) zum Vater, der Bürgermeister in Stavenhagen war. Auf diesem Fußmarsch sei er einem Wagen des Weinhändlers Joseph Nissen aus Lübeck begegnet, der ihn ein Stück des Weges mitgenommen habe. Aus dem sich während dieser Fahrt ergebenden Gespräch zwischen Nissen und Reuter sei eine langjährige herzliche Freundschaft entstanden, die den letzteren zu den erwähnten launigen Versen veranlaßt habe. Übrigens findet sich der Name der Lübecker Weingroßhandlung auch im Läuschen „Wo is dat Füt'r?“ (Läuschen un Rimels II, 62). Dieses ebenfalls auf ein wirkliches Ereignis zurückgehende Gedicht spricht von „einer Buddel Spon“, von „Laros und Lafitt“ (Château La Rose und Château Lafite) und von „Josep (!) Nissen“, und der als Weinreisender genannte Peter Krohn ist niemand anderer als der Kutscher Peter Snoor, der an jenem Augusttag den Wagen lenkte.

K.-Th. Gaedertz hat diese Begegnung 1895 in die Literatur eingeführt – als erster, wie er 1905 ausdrücklich und mit Hinweis auf seine persönliche Bekanntschaft mit Joseph Nissen vermerkt. Von ihm ist diese Geschichte dann an die Reuter-Biographen und -Schriftsteller übergegangen, die – z. B. wie Paul Warncke – diese Begegnung leicht novellistisch ausgestaltet haben.

Den um möglichst genaue Erkenntnis bemühten Historiker werden einige Beobachtungen ein wenig stutzig machen müssen. Weder von Fritz Reuter selbst noch von Joseph Nissen liegen originale Zeugnisse für diese Begegnung vor, für ihre spätere Freundschaft sicherlich unbezweifelbar, aber – wenn man es genau nimmt – für diese Erstbegegnung auf einer mecklenburgischen Landstraße eben nicht. Im Gegenteil: Reuter selbst hat in dem zwölf Jahre nach seiner Entlassung aus der Festungshaft in Dömitz erschienenen Bericht „Ut mine Festungstid“ gerade seinen seelischen Zustand bei der Entlassung, auf dem Heimweg und bei den ersten Begegnungen als nunmehr freier Mann mit seinen mecklenburgischen Freunden sehr genau geschildert – eigentlich viel ernster und erschütternder als in seinen sonstigen Erzählungen über die Festungsjahre, in denen er, wie von ihm selbst zugegeben, manches schwere Erlebnis durch verharmlosende Worte überspielt oder, wie wir heute sagen würden, aus der Erinnerung verdrängt hat. Man sollte annehmen, daß ein Zusammentreffen mit einem erfahrenen Mann wie Nissen, der zudem noch aus einer weltoffenen Stadt wie Lübeck kam und mit dem er gerade auch über seine Haftgründe gesprochen haben soll, von ihm auch mehr als ein Jahrzehnt später und bei dann doch bestehender guter Freundschaft hätte erwähnt werden sollen. Sein Bericht aber schweigt darüber.

Diese kritischen Gedanken haben nun zu einer Suche nach weiteren, bisher etwa unbekannt gebliebenen Belegen geführt. In dem im Archiv der Hansestadt Lübeck aufbewahrten, sehr umfangreichen Nachlaß von Prof. Dr. Karl Theodor Gaedertz fand sich ein doppelseitig beschriebenes Quartblatt, das – allerdings ohne Unterschrift und ohne Datum – mit sehr lesbarer Handschrift in der Ich-Form über „Meine Bekanntschaft mit Fritz Reuter“ berichtet, in der Wahl der Worte der Gaedertz-Fassung von 1895 sehr

ähnlich. Darüber hinaus wurde in dem in Privatbesitz übergegangenen Rest des Firmenarchivs Maßmann & Nissen eine handschriftliche „Chronik“ gefunden, deren Text als Druckvorlage für die 1888 zum 50jährigen Bestehen der Firma geplante Festschrift gedient hat. Hier heißt es:

„Mit Fritz Reuter verband Joseph Nissen einige Freundschaft. Nissen war nämlich der Erste, welcher R. nachdem er die Festung Dömitz verlassen hatte, den ersten Liebesdienst erwies. Als R. von der Festung kommend, im derangirten Anzuge, bei großer Hitze die Chaussee verfolgte, kam Ermattung über ihn und erschöpft ruhte er am Rande eines Grabens aus. Da kam ein leichter Wagen des Weges gefahren, dessen Insasse den Ermatteten aufmerksam betrachtete und aus seinen Mienen den Wunsch zu lesen schien, mitfahren zu dürfen, denn er ließ halten und lud den Unbekannten ein auf dem Bock neben dem Kutscher Platz zu nehmen. R. mußte auf N. wohl anfänglich keinen besonders günstigen Eindruck gemacht haben, allein bald sah er wen er vor sich hatte und R. setzte sich zu N. auf des Letzteren Wunsch in den Wagen. Somit war eine Unterhaltung ermöglicht; R. vertraute sich ihm an und Nissen, ein Mensch im edelsten Sinne des Wortes, nahm lebhaftes Interesse für den unglücklichen Mann, nahm sich seiner weiter an und gewann so Reuter's Freundschaft, welche Letzterer ihm bis zu seinem Ende bewahrte . . .“.

Der Verfasser dieser Zeilen ist noch unbekannt, da bisher kein Exemplar der Firmenfestschrift von 1888 vorliegt; Lager, Büroräume und zugehörige Wohnungen sind 1942 den Bomben zum Opfer gefallen. Der Bericht wird aber die in der Firma gepflegte Tradition wiedergeben und deshalb seinen Wert haben. Ob die in Ich-Form geschriebene Notiz im Gaedertz-Nachlaß tatsächlich auf Joseph Nissen (gest. 1882) selbst zurückgeht, erscheint etwas zweifelhaft, da erhaltene Originalaufzeichnungen Nissens eine andere Schriftart aufweisen; vielleicht handelt es sich auch um ein unvollendet gebliebenes Diktat. Und schließlich: warum Fritz Reuter dieses Zusammentreffen mit Joseph Nissen im Schlußkapitel seines Buches „Ut mine Festungstid“ nicht erwähnt hat, muß unerklärlich bleiben; möglicherweise ist auch die bezeugte Eile, mit der Reuter dieses Werk fertigstellte, ein Grund dafür.

Zu vermerken ist für die Reuter-Forschung noch, daß Gaedertz' Angabe, er habe diese Begegnung Nissens mit Reuter als erster 1895 veröffentlicht, unter Umständen in dieser Form nicht ganz zutrifft. In der für den 1. Juni 1888 geplanten Festschrift der Firma zu ihrem 50jährigen Bestehen war, wie das Manuskript ausweist, die Schilderung dieser Begegnung vorgesehen. Ob aber diese Festschrift wirklich gedruckt wurde, ließ sich noch nicht klarstellen, denn einer anderen Überlieferung nach ist dieses Firmenjubiläum wegen des Todes von Georg Brandes, des Schwiegersohnes des Firmenmitbegründers Julius Maßmann und damaligen Inhabers, nur still begangen worden. Auf jeden Fall aber hat Gaedertz diese Geschichte von der Begegnung der beiden Männer erstmals einer größeren Öffentlichkeit bekanntgemacht.

Wichtiger aber erscheint eine andere, auf Gaedertz zurückgehende Beobachtung: die vielzitierten Verse über die Weinhandlung finden sich erst in der 2. Auflage der „Läuschen un Rimels“, in der 1. Auflage fehlen sie. Diese erste Auflage ist, wie Reuter selbst schildert, im Eigenverlag im November 1853 erschienen, den Versand übernahm er mit seiner Frau Luise von seinem damaligen Wohnsitz Neubrandenburg aus. Wegen der unerwartet starken Nachfrage wurde, wie Seelmann betont, der Druck der 2. Auflage bereits sechs Wochen später in Auftrag gegeben, da sich jetzt ein Verleger gefunden hatte; diese 2. Auflage erschien dann im Laufe des Jahres 1854. Ein genauer Vergleich der beiden Fassungen dieses Gedichts ergibt, daß Reuter auch einige andere stilistische und orthographische Änderungen vorgenommen hat, insbesondere aber fällt auf, daß er die beiden auf Maßmann & Nissen bezogenen Verse so eingefügt hat, daß sie nicht dem üblichen Reimschema entsprechen: denn von ganz wenigen Zeilen abgesehen reimen sich in diesem Gedicht jeweils zwei aufeinanderfolgende Zeilen, die Einfügung aber unterbricht diese Ordnung:

„Ja, Herr, dat is en schönen Win,
 De kann binah nich beter sin.
 Schatoh la ros'! Ja woll, hir steiht't!
 Ni drümk ick betern Win, as dissen!–
 Hei is von Maßmann un von Nissen.–
 Wat doch so'n Win so glatt rin geht!–“

Es wird wohl müßig sein ergründen zu wollen, welche Gedanken oder Erlebnisse den Dichter bewogen haben können, zur Jahreswende 1853/54 diese Korrektur der Erstfassung vorzunehmen.

Vielfach bezeugt ist, daß Reuter die freundschaftliche Verbindung mit Joseph Nissen sehr gepflegt hat. In seinem aus Neubrandenburg an die Dittmer'sche Buchhandlung in Lübeck gerichteten Brief vom 27. Oktober 1858 bittet er, „meinem Freunde Joseph Nissen, Weinhändler“ ein Exemplar der gelieferten Bücher zuzustellen. Es hat dieser Freundschaft auch keinen Abbruch getan, daß Reuter einmal in Demzin, seiner Landmannsstelle, auf einen von Nissen und anderen inszenierten Scherz hereingefallen ist: ein von Reuter, der ja auch zeichnerisch begabt war, zu Weihnachten für die Herrin des Hauses angefertigtes Gemälde hatte Nissen, der gerade anwesend war, in Gegenwart der anderen als „Schmiere-rei“ bezeichnet, worauf Reuter in jäher Wut das Bild, ehe es jemand verhindern konnte, in das Kaminfeuer warf; erst danach erfuhr er, daß man ihn nur hatte uzen wollen.

Gaedertz, der die Tradition des Hauses Maßmann & Nissen aus eigener Anschauung gut kannte, schreibt 1911, daß „der Weinkenner Reuter es nie versäumt hat, bei seinen wiederholten Besuchen in Lübeck sich zu überzeugen, daß der Ruhm (der Weine) noch Geltung habe“ und daß er „manchen kühlen Tropfen mit fröhlichen Kumpanen in der Probierkajüte des mächtigen Kellergewölbes gekostet hat.“ Mit seiner Frau Luise ist er auch privat Gast im Hause Nissen gewesen, wo er sehr gern gesehen war – nur nicht bei den Töchtern, „weil diese seinen oft und gern gegebenen bärtigen Kuß weniger schätzten“ (Chronik von Wilfried Brandes). Ein künstlerisch gestaltetes Schmuckblatt mit seinem Porträt, den vielzitierten Versen und einer Skizze vom Vorgang im Pferdestall hat Gaedertz abgebildet; das Original scheint verschollen oder vernichtet zu sein.

Nach Lübeck zog es nicht nur Fritz Reuter, sondern auch seine Frau Luise, die als Tochter des Pastors Kuntze am 9. Oktober 1817 im mecklenburgischen Kirchdorf Roggenstorf nahe dem heute im Zuge der Grenze gelegenen Dassow geboren war; nach Dassow zogen später ihre Eltern. Bei dem Schulbesuch in Lübeck hatte Luise mehrere junge Lübeckerinnen zu Freundinnen gewonnen. Ihr Leben lang hat sie mit ihnen in freundschaftlicher Verbindung gestanden, und diese Verbindung wurde bei jedem Aufenthalt ihres Mannes in Lübeck erneuert, so etwa 1858, als Reuter sie bei ihren Eltern in Dassow abholte, oder 1865, als sie ihn auf einer Rundfahrt durch Vorpommern und Mecklenburg begleitete, wie Reuter dies in einem Brief vom 18. März an seinen Hamburger Freund Claus Waltjen schreibt. Allein war Reuter im Jahre 1862 in Lübeck, als er auf lübeckische Einladung hin an der hier stattfindenden Tagung des Deutschen National-Vereins in der Katharinen-Kirche teilnahm, bei der etwa 1 500 Teilnehmer in Diskussionen und Vorträgen über die Einigung der Deutschen unter preußischer Führung berieten. Hierbei traf Reuter nicht nur zahlreiche Studienfreunde und Verbindungsbrüder aus der Jenaer Zeit und auch Leidensgefährten aus den Festungsjahren wieder, sondern hier entstand auch eine auf großer gegenseitiger Wertschätzung beruhende Freundschaft mit Emanuel Geibel. Die Wogen der Begeisterung und der Wiedersehensfreude müssen damals sehr hoch gegangen sein, denn für den späten Abend, für die Stunden nach den offiziellen Veranstaltungen, nach dem Festessen und dem anschließenden Besuch bei Maßmann & Nissen und im Ratsweinkeller heißt es in den Lebenserinnerungen des preußischen Diplomaten Christoph von Tiedemann:

„Noch eine andere interessante Bekanntschaft machte ich. Nach einem Festmahl . . . gingen wir zu später Nachtstunde nach unserem Hotel zurück. Als wir den Hausflur



Stammhaus der Weingroßhandlung Maßmann & Nissen, Breite Straße 79, 1904 abgerissen, Bildarchiv Peter Harms

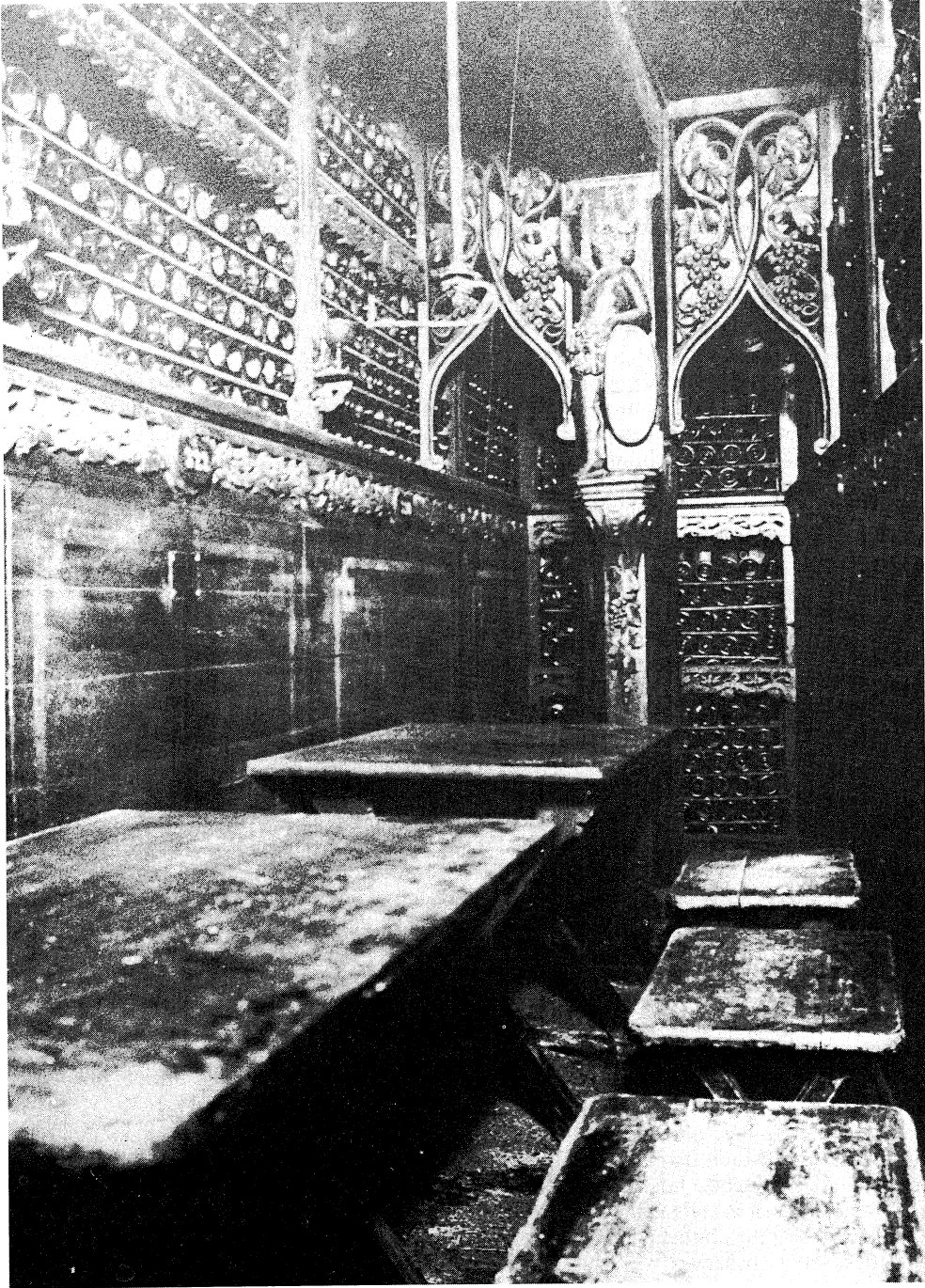
passierten, hörten wir aus dem Gastzimmer ein so herzliches Gelächter, daß wir unwillkürlich stehen blieben und mitlachen mußten. Neugierig geworden, öffneten wir vorsichtig die Tür und sahen eine fröhliche Gesellschaft um einen fröhlichen Mann von gedrungener Gestalt und gerötetem Gesicht gruppiert, der in plattdeutscher Sprache allerlei Schnurren zum besten gab: Es war Fritz Reuter. Wir traten ein, wurden lebhaft begrüßt und es gelang uns nach kurzer Unterbrechung, Reuter zur Fortsetzung seiner Erzählungen zu bewegen. Er schilderte in drastischer Weise einige Begebenheiten aus der langen Zeit seiner Festungshaft. . . . Miquel, den ich zwanzig Jahre später einmal an diesen Abend in Lübeck erinnerte, meinte, er könne sich nicht entsinnen, jemals mehr gelacht zu haben.“

Zuletzt war Reuter 1868 in Lübeck, als er das Grab seines Magdeburger Leidensgefährten Hermann Grashoff besuchte, mit dem er in wahrhaft herzlicher, in schwerster Zeit gewonnener Freundschaft verbunden war.

Die Weingroßhandlung Maßmann & Nissen hat es nicht unterlassen, die Besuche des damals in Deutschland weithin bekannten Dichters werbend einzusetzen. Die Firma war 1838 von zwei damals gerade 27 Jahre alten jungen Leuten gegründet worden, die sich schon während ihrer Lehrzeit in Hamburg und Lübeck durch Fleiß und Geschick einen vorzüglichen Ruf erworben hatten. Die neue Firma mußte zunächst im Hause Breite Straße 789 (heute Nr. 39/Woolworth) klein beginnen und in den nur wenigen Kellern des schönen Barockhauses ihr Angebot ausbreiten. Jedoch konnten sie bald durch sehr geschickte Werbung und vor allem durch die Geschäftsreisen der Firmeninhaber selbst durch Mecklenburg und Schleswig-Holstein einen großen Aufschwung verbuchen. Sogar Wilhelm Behncke, Mitinhaber der alten Weingroßhandlung in den Schlüsselbuden, schreibt am 21. April 1842 an seinen Bruder Heinrich Leo: „durch das Etablissement von . . . Massmann & Nissen leiden wir mehr oder weniger“ und gibt seinem Bruder den Rat, sich energisch für die Werbung einzusetzen. Maßmann & Nissen mieteten die Keller der beiden Nachbarhäuser hinzu. „Doch als diese nicht mehr genügten, die Nachbarn damals bereitwillig mit einem Durchbruch der Kellermauern einverstanden waren und die Baupolizei vielleicht auch williger, bildeten schließlich nur die Pfaffenstraße und die Johannisstraße (heute Dr. Julius-Leber-Straße) die Grenzen einer unterirdischen Kellerwanderung bei Maßmann & Nissen. Ja, selbst diesen Kellern gegenüberliegende Häuser sollen zeitweilig zugemietet worden sein, wo die Massen herrlicher Weine vom Rhein, Mosel, Garonne, Ungarn, Spanien, Portugal, Griechenland, vom Aetna und Kap lagerten. Der Firmenruf drang über Schleswig-Holstein und Mecklenburg hinaus, und selbst der Baedeker erwähnt die Kellereien von M. & N. als Lübecker Sehenswürdigkeit mit den unterirdischen Gängen. So ist es nichts Außergewöhnliches, daß viele Gäste sich die Kellereien ansahen und dabei einen edlen Tropfen von den gastfreien Inhabern vorgesetzt bekamen. „Reelle Bedienung, Kulanz und Freundschaften reihten Erfolg an Erfolg.“ (Nach der Firmenchronik von Wilfried Brandes).

Der Gesamteindruck der Maßmann & Nissen'schen Kellereien muß wirklich überwältigend gewesen sein. Hierfür gibt es mehrere Zeugnisse. Am ausführlichsten hat sich der Berliner Journalist Ludwig Pietsch, der Fritz Reuter noch persönlich gekannt hat, darüber ausgelassen, aus dessen unter dem Titel „Lübecker Wintertage (Januar 1885)“ erschienener Reportage wenigstens ein Teil seiner enthusiastischen Schilderungen hier wiedergegeben werden soll:

„Das Haus in der Mitte der östlichen Häuserreihe der Breiten Straße, welches den Namen der Firma Maßmann & Nissen an der Stirn trägt, ist ein stattlicher und freundlicher Bau aus dem 18. Jahrhundert. Seine Façade, Erker und Giebel sind mit Stukkaturen im Rococostil zierlich geschmückt; die Hausthür öffnet sich auf eine Diele von enormer Weite. Diese wurde bisher als Verpackungsraum benutzt; Berge von Kisten sah ich darin aufgethürmt, welche hier zur Versendung bereit gemacht wurden. . . . Neuerdings aber hat man in einer anderen Straße, näher dem Hafen, ein großes Speichergebäude angekauft, welches in seinen oberen Etagen zu Flaschenlagern, in seinen unteren zu Kisten- und Packräumen benutzt wird, da die alten Räume jener Diele und in den Etagen des Hinterhauses für die immer wachsende Ausdehnung des Geschäfts nicht entfernt mehr



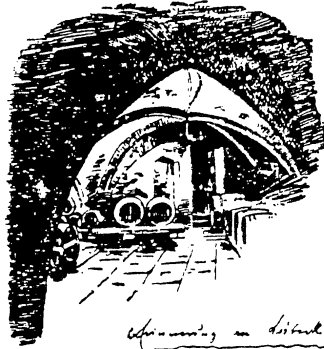
Historische Reuter-Ecke im Hause von Maßmann & Nissen, Breite Straße 79, Bildarchiv Peter Harms

ausreichen. Der Eindruck dieser endlosen Flaschenlager in den verschiedenen, künstlich immer in gleichmäßiger Kellertemperatur gehaltenen Geschossen beider Gebäude, wo die gefüllten Flaschen regelrecht übereinander gepackt, mit sinnreichster Ausnutzung jedes Zollbreit Raums in den gleich großen Fächern der hohen Verschlüge zu beiden Seiten eines mittleren Ganges geschichtet liegen, hat in seiner Monotonie zugleich etwas Imponierendes und Anheimelndes. . . . Aber noch imponierender und noch seltsamer ist der Eindruck, den ich bei der Durchwanderung der Kellereien empfinde. . . . Eine Partie befindet sich weit ab von dem Hause der Firma unterhalb der reformierten Kirche . . . die anderen aber ziehen auf beiden Seiten der Breiten Straße unter deren Häuser hin. Die an der Westseite befindlichen, in denen außer den Weinen auch hauptsächlich Spirituosen lagern, sind meist einzeln von einander getrennt, jeder Keller durch einen anderen Eingang von der Straße her, zu erreichen. Die an der Ostseite aber bilden heute nach Durchbrechung der Zwischenwände eine fortlaufende Flucht. Manche sind in besonders interessanter und prächtiger Weise durch gewaltige Kreuzgewölbe überwölbt, die im 16. Jahrhundert und wohl noch in früheren Perioden der Stadt in dieser Kühnheit, ehernen Festigkeit und Mächtigkeit aufgeführt wurden. . . . Aus dem tiefen Dunkel des Hintergrundes dieser langen milddurchwärmten, vom Weindunst erfüllten überwölbten Kellerschiffe treten, vom röthlichen Licht der Laterne in unseres Führers Hand getroffen, mit dem wir diese oft ganz schmalen, feuchten Gassen zwischen den Stück- und Oxhoffsässern durchwandern, einzeln nach einander die altersbraunen Gebinde hervor. Manche sind in ganz wunderlich abweichenden Formen gearbeitet; kunstvolle Gesellenstücke noch aus dem 18. Jahrhundert. Fünfhundert große Stückfässer lagern hier neben Tausenden von Original-Oxhotten, welche letztere den zum täglichen Versand bestimmten, nicht auf Flaschen gezogenen Wein enthalten. Wir durchwandern den „spanischen Keller“ mit seinen Sherryfässern, den „portugiesischen“ mit seinen Portweinen, den „italienischen“ mit seinem Lacrimae Christi und anderen süßen und lieblichen hesperischen Traubensäften, den „griechischen“ mit seinen Samosweinen und – die ausgedehntesten von allen, die französischen mit ihren Bordeauxfässern. Der Sohn von Fritz Reuters Nissen und der Schwiegersohn des noch lebenden Maßmann, die heute das Geschäft leiten, hatten die Führung bei dieser interessanten und lehrreichen Kellerbesichtigung übernommen. Ein paar liebenswürdige blonde Lübecker Damen und Männer, Verwandte und Freunde des Hauses, waren eingeladen worden, sich anzuschließen. Von Zeit zu Zeit wurde ein Faß angebohrt und aus dem daraus gefüllten Heber floß von dem duftthauchenden würzigen Inhalt eine Probe in die mitgeführten Gläser, „den Süßen Süßes“. Wie Kunst- und Antiquitätensammler ihre Besucher immer mit besonderer Feierlichkeit auf die seltensten und auserlesensten Stücke ihres Besitzes hinzuweisen pflegen, so schien mir auch in der Stimme unserer Führer eine Art von gesteigerter stolzer Freudigkeit zu vibriren, wenn sie uns auf einige ihrer lagernden „Raritäten“ von höchstem Werth aufmerksam machten, wie ihren Hochheimer Domdechant von 1726, ihren Johannisberger Cabinet von 1748, den Würzburger Steinwein von 1774; den Madeira von 1825; den 1864er Château Lafitte (der kaum sonst noch vorhanden sein soll), den 1846er Schloß Johannisberger und 1865er Steinberger Cabinet, 1865er und 1869er Château d'Y-quem, eine vorzugsweise für einige deutsche Fürstenhöfe gelieferte, edelste und kostbarste Sorte . . . Endlich nach langer Wanderung stiegen wir wieder an einer, weit von der unseres Niederstiegs entlegenen, Stelle der Breiten Straße zum Licht empor . . .“

Ludwig Pietsch erzählt dann weiter, daß für die Mühen dieser langen Kellerwanderung ein im Hintergebäude des Haupthauses angerichtetes Frühstück entschädigt habe: „da zu ebener Erde, zwischen hoch ansteigenden und sich durch alle Etagen fortsetzenden, mit Flaschen gefüllten Regalen, wie zwischen langen Wänden . . . im schmalen langgestreckten, einer Schiffskajüte ähnlichen Raum waren kleine Tischchen gedeckt und . . . mit allem Auserlesensten besetzt, was zu einem norddeutsch-seestädtischen Austernfrühstück gehört.“ Pietsch entdeckt dann hier auch die silberne Platte, die als Erinnerung an den Besuch des Generalfeldmarschalls Moltke am 18. August 1874 dort eingelassen war; er soll übrigens – der Anekdote nach – zuerst sich etwas gesträubt und gesperrt haben, Platz zu

nehmen, hätte dann aber „in den Blicken seiner Offiziere gelesen, daß eine solche Marschpause keine ganz unerwünschte sei.“ Pietsch schließt diesen sehr ausführlichen Bericht mit der Bemerkung, erst jetzt, nach dem Besuch der Keller von Maßmann & Nissen, verstünde er Fritz Reuters Begeisterung für die Weine dieser Firma richtig! Nimmt man hinzu, daß diese Reportage in der in Berlin und im Reich seinerzeit stärkstens verbreiteten Vossischen Zeitung erschien – übrigens auch als Sonderheft –, so darf man getrost behaupten, daß Maßmann & Nissen damals eine ungewöhnlich „gute Presse“ gehabt haben.

Ludwig Pietsch war der Person Reuters durch persönliche Freundschaft eng verbunden, er rezitierte gern aus seinen Werken und pflegte nach Reuters Tod (1874) sein Andenken, wie er auch in seinem Bericht über Lübeck Reuters Spuren besonders nachgeht. Auch spätere Reuter-Rezitatoren – zu unserer Zeit Ernst Hameister und Heiner Kracht – haben sich immer wieder gerade die Geschichte von der „Pirdkur“ als überaus typisch für Reuter ausgewählt, wobei Ernst Hameister in einem an die Firmeninhaber Peter Harms und Joachim Gramckow gerichteten Schreiben vom 8. Juli 1956 betont, daß „die Wiedergabe nicht ganz leicht ist“. Es mag hierbei auch noch erwähnt werden, daß Reuter – abgesehen von den durch die Festungshaft bedingten, ihn jahrelang später noch verfolgenden Trunksuchtsanfällen – ein sehr ausgewogenes, ja genießerisches Verhältnis zum Thema

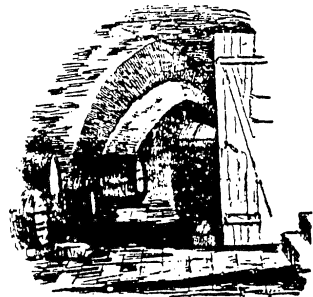


Eintragung an Ostend.

Was ist das denn
gute Lige?
Was ist bei Maßmann?
Was ist bei Nissen?
Gut's ertragen. Also daß man
Fing' ist haben müßte kiffen,
Was ist das? Ist das bei Maßmann
Was ist das bei Nissen?

Paul Lindau

Lindau, Juni 1886.



Skizzen aus dem Gästebuch der Wein-
großhandlung Maßmann & Nissen, mit
Eintragung von Paul Lindau. Bildar-
chiv Peter Harms

Wein gehabt hat. Als gelerntem Landwirt fiel ihm 1865 bei seiner Kur in Bad Laubbach bei Koblenz der gute Stand der Rebstöcke auf, wie er brieflich mitteilt, und am Rhein lernte er, der sonst den in Mecklenburg aus Lübeck angelieferten Rotwein schätzte, den Rhein- und Moselwein kennen, für den er später in „Hanne Nüte“ jubelnd lobende Verse fand. Und kurios ist sein Ausflug in die „Weinarchäologie“, wenn er in seiner „Urgeschicht von Mecklenborg“ sich als Ergebnis einer Ausgrabung in einem alten Gewölbe wünscht: „Ich dacht mi en gaud Oxenhöwt Win, wo de Bän'n un de Stäw all verfullt an sünd“ – und der Inhalt liegt dann da „wie en weik kaktes Ei, buten hart un binnen dünn . . .“ – man kann sich ohne Mühe vorstellen, daß der phantasie-, wort- und humorbegabte Reuter diese und ähnliche Geschichten in der „Reuter-Ecke“ des Kellers von Maßmann & Nissen zur Freude seiner Zuhörer erzählt hat.



Aus dem Gästebuch von Maßmann & Nissen

„Erinnerung an Lübeck

Sagt, wo aß man

Gute Bissen?

War's bei Maßmann?

War's bei Nissen?

Hab's vergessen. Aber daß man

Sich des besten Trunks beflissen.

Weiß ich noch: das war bei Maßmann

Und bei dessen Socio Nissen.“

Berlin, Juni 1886 Paul Lindau

Es ist der Firma Maßmann & Nissen nicht beschieden gewesen, den um 1885 erreichten und von Ludwig Pietsch so rühmend geschilderten Höchststand zu erhalten. Nach tragischen Todesfällen gerade in der jüngeren Generation und Erbteilungen ging die Firma an Georg Brandes, Schwiegersohn von Maßmann, und dann an dessen Erben über, die die Firma 1909 an den Lübecker Weinhändler Otto Intzen verkauften. Vorher schon (1904) war das Stammhaus in der Breiten Straße aufgegeben (es wurde abgerissen, der Neubau durch Bomben 1942 zerstört) und die Firma in die obere Fischergrube verlegt worden. Hier bestand sie bis 1938 und ging an Diether Harms über, der auf Drängen der Stadt, die das bisherige Geschäftshaus für die Erweiterung der Theaterwerkstätten benötigte, die Firma Maßmann & Nissen auch räumlich mit der Weinhandlung Lorenz Harms & Söhne, deren Mitinhaber er war, in der unteren Fischergrube vereinigte; dort wurden Läger und Häuser von Bomben zerstört. Da Diether Harms aus dem Kriege nicht mehr heimkehrte, übernahm Peter Harms 1951 die Firma und führte sie als „Fritz-Reuter-Firma Maßmann & Nissen“ bis 1970 weiter; durch Verkauf ging sie dann in Hamburger Besitz über, wo sie heute noch allerdings ohne Bezug auf die lübeckische Tradition besteht.

Werner Neugebauer

Nuurdsee . . .

*So trurig, as de Dag hüt,
so stünn dat ok üm mi.
Wull nah mienen Fründ nu gahn,
an't Meer, mien Fründ, tau di.*

*Wull Gram di anvertrugen,
wat in mi towt un rohrt.
Mit all dien wohren Bülgen
hest ümmer mi upklort.*

*De Hast deh hild mi jagen
tau di in disse Stund'.
Dat Og' wull mi verblennen,
heff leeger di dor fund'.*

*Mit all dien grugen Bülgen
smäts du den' Dod an'n Strand.
O See, wo bläw dien Läwen!!!-
Du brukst uns' Minschenhand!!!*

*Väl leeger, as de Dag hüt,
so stünn ick nu vör di.
De Minsch hett nah di smäten,
nu spälst du dat üm mi.*

Hannelore Hinz

Zur Person der Autorin: geb. 17. 7. 1930 in Rostock, lebt in Schwerin, Volksschule, Tätigkeit bei der Deutschen Post, Qualifizierung zum Ingenieurökonom (1965), seit 1978 freischaffend. Trat bisher mit zahlreichen niederdeutschen Arbeiten (Feuilletons, Erzählungen und Reportagen) für den Rundfunk und für die Presse hervor; Veröffentlichungen auch in Anthologien und regionalen Publikationen der drei Nordbezirke der DDR.

Das alte Lied vom Müritzstrand

– Ernst Hamann in Sietow und Waren –

Manch einer schrieb schon über Ernst Hamann: berichtete über den Gymnasialprofessor in Schwerin, den Pensionär in Alt Gaarz, zitierte seine niederdeutschen Döhnken, würdigte seinen Einsatz für Johann Brinkmans Werk. . . Keiner wußte etwas über sein Leben an der Müritz, an der er seine Jugend verbrachte. In Waren sang man sein Müritzlied. Warum verband sich bei mir das Lied mit dem Müritzdorf Sietow? Woher kam mir die Vorstellung des Sietower Friedhofes, auf dem er ruhen wollte? Gründete meine Vorstellung sich auf irgendeine Realität? Ich ging dieser Frage nach. Ich suchte nach Spuren und fand mehr als erhofft.

Diese kleine Schrift widme ich dem Andenken an meinen Großvater, den Fischermeister Albert Niemeyer in Waren, Pächter der Sietower Bucht. Nur von ihm kann ich einst die ersten Nachrichten über Ernst Hamann gehört haben.

Das Müritzlied.

B. Stehmann

Immer das alte Lied vom Müritz-strand rauscht es durch Rohr und Ried:

Mein Jugend-land! Wonne, wenn ich dich seh'! Weh, wenn ich von dir geh'!

Immer das alte Lied... vom Müritz-strand!

2) Laufen die Wellen Dir fels an den Strand,
Singt's in der Seele mir: mein Jugendland!
Ist das der lüxten Sang? Klingt nur in mir der Klang?
Immer das alte Lied vom Müritzstrand.

3) Kehre zuletzt ich dann zu Dir zurück,
Ein alter müder Mann durch Gram und Glück,
Bettet am Ufer mich! Schlummernd noch höre ich
Immer das alte Lied vom Müritzstrand.

Ernst Hamann.

I. Der Dichter des Müritzliedes

„Die Müritzstadt Waren wurde meine Heimat, wo ich Bürgerschule und Gymnasium durchmachte. Die Ferien verlebte ich meist bei meinem Vormund auf unserm alten Stammgut Sietow.“ So schreibt Ernst Hamann als Siebzigjähriger, rückblickend auf seine Kindheit (4). Da weiß er es schon, daß sein Traum nicht in Erfüllung gehen wird: „Bettet am

Ufer mich“ – am Müritzufer in Sietow. Er wird nicht auf dem Sietower Friedhof begraben werden. Das Familiengut ist aufgesiedelt, die Heimat verloren. Zu seinem Sohn Heinrich, dem eben die Pfarre Alt Gaarz als Pastor übertragen ist (13), wird er als pensionierter Studienrat ziehen. Hier, zwischen Ostsee und Salzhaff, wird Ernst Hamann seinen Ruhestand verleben, den neunzigsten Geburtstag wird er fast erreichen. Nicht die Wellen der Müritz – die Ostseewellen werden es sein, die in seinen Todesschlaf rauschen.

II. Die Sietower Familie

Ernst Hamanns Vater hatte zu der verzweigten Landwirtschaftsfamilie des Sietower Klostergrundes gehört. Als jüngerer Sohn hatte er das Domanialgut Dammerow bei Lübz gepachtet. Dort wurde Ernst am 2. September 1862 geboren. Franz Hamann, wohl ein Bruder des Vaters, wurde sein Taufpate. Im Kirchenbuch ist sein Beruf als „Schreiber in Sietow“ – noch nicht als Gutspächter – angegeben (15). Schreiber, das ist ein Amt im Verwaltungsdienst der Dobbertiner „Vorderpropstei“, die in Sietow Sitz und Haus hatte; später erhielt er den Titel „Oekonomierat“ (8). Als der Vater des kleinen Ernst starb, wurde der Pate auch Vormund des Fünfjährigen, und als der Kleine nach weiteren fünf Jahren auch die Mutter verlor, nahm er ihn in seine Familie auf. 37 Jahre alt, hatte Franz Hamann erst vor zwei Jahren – nun Gutspächter – seine Frau Anna geborene Seer geheiratet. Zwei Kinder waren schon geboren: Gustav, der spätere Hoferbe, und der Kamerunfarmer Bernhard. Sie waren als kleine Vettern des Zehnjährigen im Hause. Franz und Anna kamen erst später zur Welt (9).

III. Der Friedhof in Sietow

In Sietow liegt die Stammfamilie der Hamanns begraben. Der Friedhof ist um die Jahrhundertwende eingerichtet worden (8). Vorher hatte man seine Toten rings um die Kirche gebettet. Das Gräberfeld liegt auf dem Hochufer der Müritz, ganz nahe am See. Fegt der Oststurm über die Müritz und in die Sietower Bucht, so reißt er an den Friedhofsbäumen, und die Wellen unten branden an das befestigte Ufer, wo der Fischer seinen Kahn festmacht.

Betritt man den Friedhof durch sein Eingangstor, so findet man gleich rechter Hand die Familiengrabstelle der Hamanns (14). Franz Hamann, der Patenonkel von Ernst, war 1898 der erste, der sich auf dem neuen Friedhof begraben ließ. Er liegt dort unter Efeu neben seiner Frau, die ihn um 28 Jahre überlebte und sich von Rostock hierher überführen ließ. Links und rechts stehen die Grabsteine der vier Kinder: zur Linken der Stein der beiden Auswanderer. Sie waren als Farmer in die deutsche Kolonie Kamerun gegangen. Franz war 1913 dort gestorben. Der andere, Bernhard, war bei der Heimkehr aus der verlorenen Kolonie 1921 in Hamburg einer Grippe erlegen. Seinen Leib hatte man nach Sietow geholt und auf dem Grabstein auch gleich des fernen Toten in Afrika gedacht. Rechts liegt Anna, die Jüngste. Sie war unverheiratet geblieben und hatte mit der Mutter in Rostock gelebt, aber im Tode kehrte auch sie in die Sietower Heimat zurück. Das alles muß der älteste Sohn Gustav – Ernsts Vetter – besorgt haben, der sie alle überlebte, auch seinen 1944 im Osten gefallenen Sohn, dessen Gedenken auf des Vaters Grabstein festgehalten ist. Gustav Hamann hatte vom Vater Franz das Gut übernommen und es bewirtschaftet bis zum bitteren Ende 1921, dann hatte er sich eine neue Existenz bei Neubrandenburg geschaffen. Doch als er 1945 starb, war auch sein Wille gewesen: in Sietow begraben zu sein! Und trotz aller Schwierigkeiten der Zeit konnte endlich sein Wunsch erfüllt werden.

Das war die Familie, bei der Ernst Hamann aufwuchs. Bei ihnen gedachte auch er einst zu ruhen:

Kehre zuletzt ich dann zu dir zurück,
Ein alter müder Mann durch Gram und Glück,
Bettet am Ufer mich! Schlummernd noch höre ich
Immer das alte Lied vom Müritzstand.

IV. Der Erbpachthof

Als Ernst Hamann, zehn Jahre alt, als Waisenkind nach Sietow kam, war der Erbpachthof schon mehr als hundert Jahre im Besitz der Familie Hamann. Das Dorf Sietow hatte – mit anderen Dörfern westlich und südöstlich der Müritz – schon seit 1342 dem Kloster Dobbertin gehört. Das war auch nach der Reformation, da das Kloster in ein Damenstift umgewandelt wurde, nicht anders geworden. Anfangs ein wohlhabendes Bauerndorf von 15 Hufen (das sind 15 Bauernstellen), wurden 1763 sieben Bauern gelegt und ihr Land zu einem Gut zusammengefaßt. Acht Bauern, später vier, blieben daneben noch als Erbpächter bestehen. Das Pachtgut kam sehr bald durch Heirat in die Hände der Hamanns, die eine Reihe tüchtiger Landwirte hervorbrachten. (8)

Johann Karl ist der erste, den das Sietower Kirchenbuch ausweist. (9) Er ist der Vater von Franz, der mit Frau und Kindern auf dem neuen Friedhof liegt. Dessen Sohn Gustav erlebte nach dem Ende des Ersten Weltkrieges, daß in Mecklenburg der Ständestaat und die Klosterherrschaften beseitigt wurden. Zunächst bedeutete das für ihn nur, daß die Pacht nun an den Staat zu zahlen war: das Klostersgut war Staatsgut geworden. Aber nicht für lange. Schon 1921 wurde der Pachtvertrag nicht wie sonst erneuert. Eine Siedlungsgesellschaft teilte das Gut auf. „Siedler kamen aus Posen-Westpreußen, die nicht für Polen hatten optieren wollen. Siedler kamen aus Mecklenburg und aus anderen deutschen Provinzen“ – so schreibt Pastor Salzmann in seiner Chronik. „Sie konnten sich eine neue Heimat schaffen.“ (7) Die Familie Hamann hat die Kündigung des alten, fast 160 Jahre bestehenden Erbpachtvertrages als ein Unrecht empfunden. „Unser altes Stammgut Sietow, das uns später entrissen und parzelliert wurde“, so klagt Ernst Hamann in seiner kleinen Lebensbeschreibung von 1932. (4)

Heute stehen noch zwei Wirtschaftsgebäude aus der alten Zeit, sie werden von der LPG genutzt. Das Wohnhaus der Hamanns wurde vor einigen Jahren wegen Baufälligkeit abgerissen. Es soll ein schlichtes Haus gewesen sein, im Stile des Pfarrhauses, das 1757 gebaut wurde und noch genutzt wird. (17)

V. Das Dorf

Das Dorf Sietow lag schon damals abseits vom Durchgangsverkehr. Seit in der Mitte des 19. Jahrhunderts die Chaussee gebaut wurde, die am Knotenpunkt sich in die Richtungen Waren, Malchow und Röbel zweigt, liegt Sietow fernab, von der Straße her nur durch seinen Kirchturm zu erkennen. Heute gibt es zwar, auf dem Umweg über Zierzow, einen grob gepflasterten Damm, aber damals konnte man nicht anders als durch unbefestigte Landwege zur Chaussee, zu den anderen Dörfern und zur Stadt gelangen.

Auch die Häuser an der Dorfstraße sahen zu Ernst Hamanns Zeit dürrig aus. Außer Kirche, Pfarrhaus, Schule und Gutshof gab es nur Landarbeiterkaten. Die vier Erbzinsbauern waren längst in die Ausbauten an der Chaussee abgedrängt. Und doch liebte er sein Kindheitsdorf. Sietow grenzte ja nach Osten an die Müritz! Zwar liegt das Dorf nicht an der offenen Außenmüritz – wie etwa Klink, von wo man die riesige Wasserfläche überschaute und sich vorstellen kann, warum die Wenden den See morcze – Meer – genannt haben. Sietow liegt geborgen an einer der Buchten, wie auch Waren, Röbel oder Vipperow. Die Sietower Lanke, lieblich von „Rohr und Ried“ und waldigen Ufern gerahmt, wirkt mehr wie ein Binnensee, läßt den Zusammenhang mit der großen Müritz mehr ahnen als sehen. Meist wehen westliche Winde hier und dann „laufen die Wellen dir leis an den Strand“. „Ist das der Nixen Sang? Klingt nur in mir der Klang?“ fragt der Dichter des Müritzliedes. Ja die Müritznixen! Gern sprachen die Segler und Ruderer von ihnen, wenn sie poetisch sein wollten – in den jährlichen Festzeiten der Vereine spielten die lieblichen Seewesen noch lange eine Rolle. Als er so dichtet, ist Ernst Hamann kein Kind mehr. Fern von dem Dorf, von dem See seiner Kindheit träumt er voll Heimweh den Traum von seinem Jugendland.



VI. Gymnasiast in Waren

Müritzwellen bespülen auch den Strand von Waren, wo er zur Schule ging. Das Städtische Gymnasium, erstes Abitur 1874, untergebracht in dem schönen Neorenaissancebau von Demmler, hatte gute Lehrer. Von Direktor Carl Holle schwärmt Hamann noch als Student, ja noch als fast Sechzigjähriger. (3) Bei ihm lernte er Latein – neben Deutsch das Hauptfach der antik-humanistisch geprägten Schule. Griechisch gab der Gymnasiallehrer Becker, Zillgens unterrichtete an der Oberstufe Deutsch und Geschichte. Professor Niemann, der passionierte Segler, lehrte Religion und brachte den künftigen Theologen auch Hebräisch bei. An modernen Sprachen wurde Französisch gelehrt. Mathematik und Physik standen in der Wertung an letzter Stelle, Chemieunterricht gab es nicht. Auf der Unterstufe unterrichteten ebenfalls gute Lehrer: Carl Struck, der das v. Maltzahn'sche Naturhistorische Museum aufbaute und jahrelang sein Kustos war, der mit seinem Freund Fromm und einem einheimischen Fischer im Boot die Müritzufer erforschte und zum ersten Mal beschrieb¹⁾ – er gab den naturgeschichtlichen Unterricht. Und auch Schlie war Lehrer am Warener Gymnasium, ehe er nach Schwerin ging und der berühmte Schlie wurde²⁾. (11)

Trotzdem ist Ernst Hamann wohl nicht gerne zur Schule gegangen. Das Landkind, herausgerissen aus Familie und ländlicher Heimat, hat sich schwer in die neuen Verhältnisse gefunden. Für die neun Klassen von der Sexta bis zur Oberprima hat er 11½ Jahre gebraucht, er hat also zwei Klassen doppelt durchlaufen und im Abschlußjahr auch erst im zweiten Anlauf, zum Herbsttermin, das Abitur geschafft. (11) Heute würde er mit so einem Ergebnis wohl keinen Studienplatz bekommen, aber damals fragte niemand danach: wer das Reifezeugnis eines Gymnasiums vorlegen konnte, wurde von jeder Universität angenommen und immatrikuliert.

Wer seine Konabiturienten gewesen sind, wird im Jahresbericht der Schule von 1884 überliefert. Es war nur ein einziger Warener unter den Abiturienten! Die sechs anderen kamen, wie er, von außerhalb, Gutsbesitzer – und Pastorensöhne zumeist. Zum Ostertermin legten vier das Abitur ab: ein künftiger Theologe, ein Jurist, ein Mediziner, einer, der Geschichte und Geographie studieren wollte. Im Herbst 1883 steht an erster Stelle „Ernst Hamann aus Damerow, 20½ Jahre alt, Sohn eines weiland Gutspächters, 11½ Jahre auf

¹⁾ Fromm und Struck, Die Müritz
In Archiv für Landeskunde. 1864

²⁾ Schlie, Kunst- und Geschichtsdenkmäler im Großherzogtum Schwerin

dem Gymnasium, 2½ Jahre in Prima, studiert Philologie in Berlin.“ Der Mitabiturient aus der Stadt Waren heißt Voß, auch er hat 11 Jahre gebraucht, er will Theologe werden. Der dritte Klassenkamerad ist Gutspächtersohn aus Kritzkow, Forstfach ist sein Lebensziel.

Das wahre Lebensziel des jungen Hamann liegt unerreichbar. Landwirt zu werden wie alle in seiner Familie – dieser Traum ist durch den frühen Tod der Eltern zunichte geworden: das väterliche Gut ging verloren, zu Kauf oder Pachtung eines anderen fehlten die Mittel. So war die akademische Laufbahn ein Ausweg, aber nur ein Ersatz. (4)



Städtisches Gymnasium

VII. Der steinreiche Oheim

Wo hat der Gymnasiast Ernst Hamann in Waren gewohnt? Von Sietow aus täglich zur Schule zu fahren, wie das heute wohl ginge, war damals unmöglich. Ernst Hamann muß – wie andere Kinder vom Lande – „in Pension“ gewesen sein. Alleinstehende Damen, Witwen zumeist, die noch ihre große Wohnung hatten, nahmen gern zahlende Schüler in ihren Haushalt auf. Ob auch Ernst Hamann in solch einer Pension lebte? Die Listen des Gymnasiums nennen die Warener Adressen ihrer Schüler nicht. (11)

Aber vielleicht wohnte er im Hause eines Onkels, der in Waren lebte? Einen Hinweis gibt er selbst in dem Aufsatz „Waren an der Müritz“, den er 1920 für die Sonntagsbeilage der „Mecklenburgischen Zeitung“ schrieb. Er bedauert das Sterben des verlandenden Herrenssees, der endgültig zugeschüttet werden soll, des einst viel größeren Sees, „wo einst die weißen Schwäne meines steinreichen Oheims ihre stolzen Kreise gezogen hatten“ (3). Wer war dieser Oheim? Es scheint so, als habe es zwei Verwandte gegeben, die in Waren als Ruheständler lebten. Der eine wird aktenkundig durch eine Eintragung im Sterberegister der Warener Kirche. (10) Im Jahre 1888 stirbt „Rentiersfrau“ Hedwig Hamann geborene Seeler, Frau des früheren Gutspächters von Gotthun – das ist auch ein Dorf an der Sietower Bucht. Der andere hat einen Sohn Carl, der ein Jahr jünger ist als Ernst und mit ihm zugleich konfirmiert wird. So steht es im Warener Kirchenbuch: „Konfirmation 1879, 6. April – Knaben

15 Hamann Ernst, geboren 1862 Sept. 2 in Damerow

Vater: † Gutspächter Ludwig Hamann

16 Hamann Carl, geboren 1863 Apr. 10 in Demzin

Vater: Pensionär Vollrath Hamann“ (10)

In Demzin – das ist der Ort, wo Fritz Reuter Landwirtschaft gelernt hatte – muß also Carls Vater Gutspächter gewesen sein.

Einen dritten Hinweis geben die „Martinisten“ des Georgenarchivs: Das jährliche Gemeindeopfer zum Martinitag hat bis 1888 „Frau Rentiere Hamann“ bezahlt. (12) In der noch durchnummerierten Stadt wohnte sie im Haus 577 – das war im vornehmen Neubaugebiet Bahnhofstraße (heute Straße der Freundschaft) ein Grundstück, das an die Herrenseewiesen grenzte. Hatte dort, bei dem steinreichen Oheim mit den Herrensee-Schwänen, der Schüler Ernst Hamann gewohnt? Oder lieber bei dem Onkel mit dem gleichaltrigen Vetter?

Sicher erscheint, daß er bei Verwandten lebte, denn der Schulbehörde galt er als „einheimisch“. In den Schülerlisten bestimmt eine Fußnote: „Die Schüler, bei denen keine Ortsangabe hinzugefügt ist, sind einheimisch“ (11). Bei Ernst Hamann ist es so. Sagt er es nicht auch selbst? „Die Müritzstadt Waren wurde meine Heimat . . . Die Ferien verlebte ich meist bei meinem Vormund auf unserem alten Stammgut Sietow“. (4) Die Ferien beim Vormund – da fühlte er sich zu Hause.

VIII. Ein alter müder Mann durch Gram und Glück

Nach dem Abitur sah Ernst Hamann sich zunächst mit aufgeschlossenen Sinnen in Deutschland und in der Schweiz um. Nach Berlin wurden München, Zürich und Lausanne seine Studienorte. Das Staatsexamen hatte man als Mecklenburger an der Landesuniversität Rostock abzulegen, dort promovierte er auch zum Doktor der Philosophie. Es folgten Berufsjahre in Malchin und Neubrandenburg, endgültig dann in Schwerin. Hier unterrichtet der Gymnasialoberlehrer Dr. Hamann Deutsch, Französisch und Englisch. Hier lernt er John Brinkmans Werke kennen und lieben, er setzt sich mit einer Gruppe von Künstlern für den Güstrower Kollegen ein. Hier wird er selbst zum niederdeutschen Dichter. (7) Zwei schmale Gedichtbändchen – „Min lütt Welt“ und „Treckfidel“ – erscheinen im Abstand von zehn Jahren, 1904 und 1914 (1 und 2). Das Müritzlied steht nicht darin, es ist wohl erst später entstanden.

Nur 51 Jahre ist er alt, als er in Pension geht. Sein ältester Sohn Fritz war als junger Landwirtschaftsstudent in Greifswald gestorben, seine Frau Martha starb wenige Jahre danach, zurück blieb Ernst Hamann mit den Kindern Heinrich und Luise und dem ungeliebten Beruf. So sagt er es selbst: „Durch den aufreibenden Beruf (Neusprachler am Gymnasium) hatten meine Nerven gelitten. Als noch viel häusliches Leid dazukam, brach ich zusammen und mußte das Schulamt aufgeben“. (4) Neun Jahre mußte er als Pensionär noch durchhalten, bis Sohn Heinrich sein Theologiestudium beendet hatte. Dann schien es dem Vater wie ein Geschenk des Himmels, daß der Sohn eine Landpfarre bekam. Alt Gaarz war noch nicht das lebhaftes Seebad Rerik, sondern ein abseits liegendes stilles Bauern- und Seefahrerdorf. Dorthin konnte er seinem Sohn folgen – auf ein „Altenteil, wie es schöner nicht gedacht werden kann“(4).

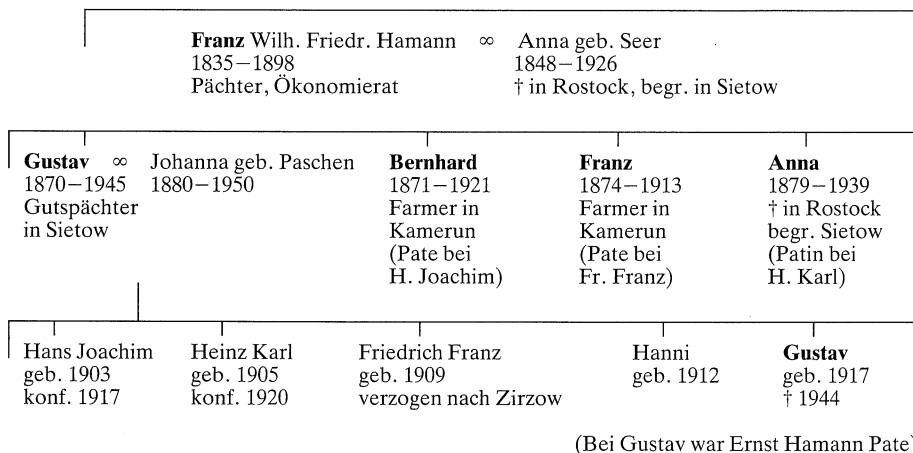
IX. Die Sietower Patenkinder

Doch die Verbindung nach Sietow ist nie abgerissen. Als der Onkel Franz, der Vormund, längst nicht mehr lebt, der Vetter Gustav den Hof übernommen hat, wird Ernst Hamann Taufpate beim fünften Kind.

Geboren ist dieser kleine Junge im schlimmsten Jahr des Ersten Weltkrieges, 1917. Der Zweite Weltkrieg wird sein junges Leben fordern. Die Gedenkschrift auf Vaters Grabstein nennt seinen Namen „Gustav Peter“, bei der Taufeintragung heißt er schlicht „Gustav“. Im

Stammtafel des Sietower

Johann Karl Hamann
Pächter in Sietow



Sietower Kirchenbuch muß Pastor Lange eine stattliche Liste von acht Paten eintragen. An erster Stelle steht „Prof. Dr. Ernst Hamann aus Schwerin“. (9)

Auch von Alt Gaarz aus ist Hamann noch mit Sietow verbunden geblieben. Zwar war das alte Stammgut verloren, Vetter Gustav mit Familie fortgezogen – aber es hat noch einen zweiten Onkel in Sietow gegeben, Wilhelm, der damals, als das Kind Ernst an die Müritz kam, noch unverheiratet gewesen war. Dessen Sohn Johann Adolf – ein Vetter also auch – ist jetzt Hofbesitzer im Ausbau Neu-Sietow. Seine ersten drei Kinder hatten das Kindesalter nicht überschreiten dürfen, mit zwei Söhnchen hatte das tapfere Ehepaar einen neuen Anfang gesetzt. Nun wurden 1925 und 1927 noch zwei kleine Mädchen geboren. (18) Und so stark müssen die Bindungen an Ernst Hamann gewesen sein, daß dessen Sohn, der Alt Gaarzer Pastor, diese Kinder taufen sollte. Da sind sie wohl alle nach Sietow gereist, der alte Herr, der Pastorsohn und die Schwiegertochter. Pastor Hamann hat die Kinder getauft und auch noch die Patenschaft bei Brigitte übernommen. Zwei Jahre später, bei der Taufe von Lisa, wird seine Frau Elisabeth Patin bei diesem jüngsten Kind. (9)

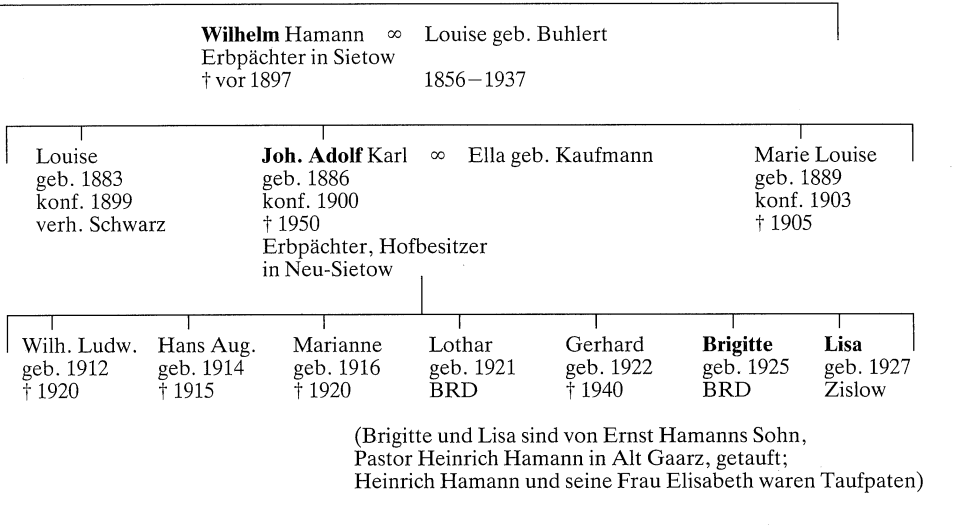
X. Freunde in Waren

Und spätere Beziehungen zu Waren? Noch 1932 erinnert sich Paul Langmaak, Herausgeber des „Warener Tageblattes“ und Verleger, an Ernst Hamann in Alt Gaarz: Er möchte ein Warener Original, den Dichter Leberecht Fessel, dem Vergessen entreißen und 37 Jahre nach dessen Tod eine neue Auflage seiner Gedichte herausbringen. Dazu soll der Professor Dr. Hamann das Vorwort schreiben – und was täte der wohl lieber als das! Ironisch-liebevoll feiert er den „Korb- und Verseflechter“ als seinen „Bruder in Apoll“, dessen Ruhm in Äonen nicht untergehen werde! (5)

Und lebende Beziehungen? Es wohnte noch eine Kusine in Waren. Das Adreßbuch von 1913 nennt ein „Fräulein Helene Hamann“ in der Bahnhofstraße 4. (20) Und dann ist

Zweiges der Familie Hamann

∞ Agnes geborene Fiedler



Waren ja auch Endbahnhof für die Reise nach Sietow. So kam Ernst Hamann wohl immer wieder nach Waren. Er beobachtete – ein bißchen stolz, ein bißchen traurig – die Entwicklung des beschaulichen Kleinstädtchens zum lebhaften Eisenbahnknotenpunkt und Fremdenverkehrsort. Ihm „war das alte Waren ungleich lieber“. (3)

Bis 1916 konnte er seinen alten Lehrer, den Kantor Rudolf Becker, besuchen, der trotz eines Altersunterschiedes von zwanzig Jahren sein Freund geworden war. In dem uralten, windschiefen Häuschen in der Scharfrichterstraße (heute Richterstraße), das es jetzt nicht mehr gibt, war er gern zu Gast. Dann setzten sich die Töchter Marie und Luise – beide Klavierlehrerinnen – ans Klavier und spielten und sangen dem Dichter sein Müritzlied vor. „Wieschen Becker“ hat das dem alten Richard Müller erzählt und sie fügte hinzu: „Dann bekam er Tränen in die Augen“. (19)

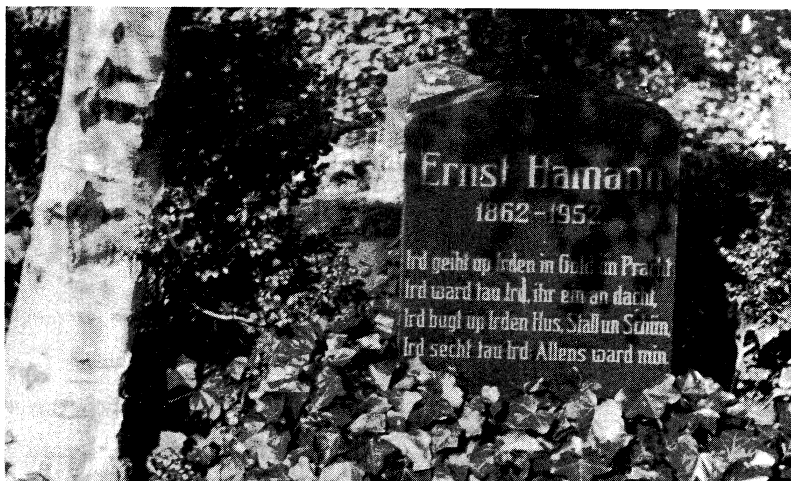
XI. . . . wie einen Schatz

Fünfunddreißig Jahre hat Ernst Hamann bei seinem Sohn in Alt Gaarz gelebt, in der herben Ostseeluft und bei geliebter Arbeit im Pfarrgarten war er „wieder ganz ausgegrünt“ (4). Auf ein fast neunzigjähriges Leben durfte er zurückblicken, als er am 2. Juni 1952 aus dieser Welt abberufen wurde. Pastor Münch in Rerik schickte das Foto von dem Efeuhügel auf dem kirchlichen Friedhof in Rerik und schrieb dazu, daß das Grab nur etwa hundert Meter von der Ostsee entfernt liegt. (16) Sehr schlicht zeigt der Grabstein nur den Namen ERNST HAMANN und die Lebensdaten 1862 – 1952. Darunter stehen die plattdeutschen Verse:

Ird geht up Irden in Gold un Pracht,
 Ird ward tau Ird, ihr ein an dacht,
 Ird bugt up Irden Hus, Stall un Schün,
 Ird secht tau Ird: Allens ward min.

In Waren und Sietow kennt man kaum mehr den Namen Ernst Hamann. Aber sein Lied, das „alte Lied vom Müritzstrand“ ist unvergessen. Alte Warener, wenn man sie erinnert, summen es lächelnd vor sich hin. Stehmann hat die Melodie dazu erdacht. Hinstorff hat es in Rostock als Postkarte gedruckt. (6)

Nach 1945 ist noch einmal eine Auflage von 2000 Stück erschienen, von Richard Müller, dem einstigen Musikdirektor in Waren, veranlaßt und um eine Gitarrenbegleitung bereichert. Verlegt wurde diese letzte Karte bei Max Horn und in der Druckerei Langmaak wurde sie gedruckt. Wer sie besitzt, hütet sie wie einen Schatz.



Quellen

- (1) Hamann, Ernst, Min lütt Welt. Meckelbörger Döhnken. Schwerin 1904
- (2) Hamann, Ernst, Treckfidel. Dörtig Dönken. Schwerin 1914
- (3) Hamann, Ernst, Waren an der Müritz. In „Mecklenburgische Zeitung“ Sonntagsbeilage 1920 Nr. 2
- (4) Hamann, Ernst, Mein Leben. In „Mecklenburg“ 27, 1932 Seite 70–73
- (5) Hamann, Ernst, Meister Leberecht Fessel und seine Leute. Vorwort zur 5. Auflage der Gedichte von Leberecht Fessel. Waren 1932
- (6) Hamann, Ernst, Das Müritzlied. Hinstorff o.J. (Postkarte)/Rostock. Neuauflage Max Horn Waren o.J. (nach 1945) (Postkarte)
- (7) Brun, Hartmut, Verse zum Singen. Literarische Merk-Würdigkeiten aus Mecklenburg. Ernst Hamann (1862 – 1952). In „Norddeutsche Zeitung“, Wochenendbeilage „Norddeutscher Leuchtturm“ 1983. 18.3.
- (8) Salzmann, Max (Pastor in Sietow), Werden und Wandel der Kirchgemeinde Sietow. 1948. (Maschinenschrift)
- (9) Kirchenbuch von Sietow. Ab 1897. (Handgeschrieben)
- (10) Kirchenbuch von Waren (Handgeschrieben)
- (11) Jahresberichte des Gymnasiums. Archiv der EOS Waren (Müritz)
- (12) Martini-Listen. Archiv der St. Georgenkirche Waren
- (13) Die Pfarren des Kirchenkreises Rostock-Land von 1933 bis 1980 (Willgeroth)
- (14) Die Grabsteine der Familie Hamann auf dem Sietower Friedhof
- (15) Briefliche Mitteilungen von Hartmut Brun, Polz (Meckl.)
- (16) Briefliche Mitteilungen von Pastor Heiko Münch, Rerik
- (17) Mündliche Mitteilungen von Pastor Bert Möller, Sietow
- (18) Mündliche Mitteilungen von Lisa Wiltschek geb. Hamann, Zislow
- (19) Mündliche Mitteilungen von Richard Müller, Waren (+ 1987)
- (20) Adreßbuch für die Stadt Waren 1913/14. E. Reimers Waren

Buchbesprechung

Karl Baumgarten/Angelika Heim: Landschaft und Bauernhaus in Mecklenburg.
Böhlau Verlag, Wien Graz Köln 1988.

Offensiv gehen die beiden Verfasser sogleich in ihrer Vorbemerkung zu ihrem schmucken Band das Vorurteil an, Mecklenburg als das klassische Land des Großgrundbesitzes sei kaum für die Darstellung des traditionellen Bauernhauses geeignet. Wenn auch noch zu Beginn dieses Jahrhunderts zwei Drittel des Landes vom Feudaladel bewirtschaftet worden seien, so würde das restliche Drittel genügende Zeugnisse einer langen bäuerlichen Kultur bieten. Die Autoren treten in der Fülle ihrer Beispiele, in ihrer Detailkenntnis und in der fundierten Beschreibung der Zusammenhänge überzeugenden Beweis an.

Sie wollen nicht den vorhandenen Bestand alter Bauernhäuser inventarisieren und in der Vollständigkeit erfassen; vielmehr gilt ihre lobenswerte Absicht, anzuregen, selbst aufzuspielen, sensibel zu werden für gefährdete bäuerliche Gebäudesubstanz. Sie wollen traditionelle Bauernanwesen nicht nur im Freilichtmuseum bewahrt sehen, sondern auch in ihrer ursprünglichen Umgebung, im Einklang von Dorf und Landschaft. Wertvolles Kulturerbe, die alten Zeugnisse der Lebensweise der bäuerlichen Bevölkerung Mecklenburgs aus drei Jahrhunderten wollen sie der Nachwelt erhalten helfen.

Populärwissenschaftlich soll das opulente Werk sein; es ist es im besten Sinne: wissenschaftlich fundiert, gründlich recherchiert und anspruchsvoll ausgestattet; verständlich geschrieben, pädagogisch niveauvoll und gar spannend im Schmökern.

Den Autoren gelingt eine klare Gliederung. Ein Eingangskapitel ist der Darstellung der historischen Entwicklung des Bauernhauses in Mecklenburg gewidmet. Es zeigt den Wandel in Bau und Funktion des mecklenburgischen Bauernhauses vom Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert, die Veränderung vom Einheitshaus zu verschiedenen Haustypen in den unterschiedlichen Regionen Mecklenburgs.

Dann beschreiben die Autoren in landschaftlicher Aufteilung detailliert die regional unterschiedliche Entwicklung des jeweiligen Bauerhaustypen. Sie gehen auf geologische und geographische Besonderheiten ein und belegen aus der Einbindung in Landschaft und Geschichte die jeweilige Entwicklung zum „Fletthaus“ (Südwesten), „Durchfahrtshaus“ (Nordwesten), „Durchgangshaus“ und „Querdielenhaus“ (Norden und Nordosten), „Ernhaus“ als Wohnstallhaus und „Dreiseithof“ (Südosten) und – bedingt durch brandenburgische Einflüsse – zu Mischformen verschiedener mecklenburgischer Haustypen im Süden.

Ungemein wertvoll und hilfreich sind die in den Text eingefügten Zeichnungen (z. B. Grundrisse), die die Erläuterungen plastisch und lebendig werden lassen. In einem abschließenden Kapitel fassen die Autoren zusammen, rühmen die kulturhistorischen Leistungen unserer Vorfahren, ihr handwerkliches Können, ästhetisches Empfinden und die Funktionalität ihrer Bauwerke. Sie weisen lobend auf die beiden im Aufbau befindlichen bäuerlichen Freilichtmuseen in Schwerin-Mueß und in Klockenhagen bei Ribnitz hin, fordern aber auch staatlichen Bestandsschutz in der jeweiligen örtlichen Einbindung, kritisieren manchen unharmonischen und traditionslosen Neubau in mecklenburgischen Dörfern und die geschichts- und heimatlose Abrißmentalität vermeintlich wertloser Altbauten.

Vielmehr sehen Baumgarten und Heim in erhaltenswerten ländlichen Altgebäuden gar Leitbilder für kommende Bauaufgaben, die aus dem alten Geist landschaftsgebundenen, zweckmäßigen und ungekünstelten Gestaltens entwickelt werden müßten. Nur so könne

man auch dem mecklenburgischen Dorf seine kulturelle Identität bewahren, könne sich in ihm echtes Heimatgefühl entwickeln.

Im Hauptteil des Bandes folgt dann ein wahrer Augenschmaus: über 150 meist ganzseitige, oft farbige Abbildungen alter Bauernhäuser Mecklenburgs. Die Gebäude sind katalogisiert, und im hauskundlichen Anhang finden sich jeweils kurze, dennoch detaillierte und gelungene Beschreibungen der Eigenarten der abgebildeten Objekte. In der jeweiligen Identifizierungsmöglichkeit schließt sich der Kreis zwischen Fotografie, Gebäudebeschreibung und kulturhistorischer Einordnung. So überzeugt dieser großformatige, aufwendige Band in gelungener Konzeption und reicher Ausstattung und lädt manchen „Meckelböger“ zum erinnerungsvollen Schauen, zum Entdecken und zum Neu-Sehen und Lernen über die Zusammenhänge um das alte mecklenburgische Bauernhaus ein.

Jürgen Ludewig

Luise Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz: Die Reise an den Niederrhein und nach Holland 1791, Deutscher Kunstverlag, München 1987.

Alle Verehrer der späteren, berühmten Königin Luise von Preußen werden es dem Deutschen Kunstverlag danken, daß er nun die schwer leserliche französische Urschrift des Tagebuches der Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz ins Deutsche hat übersetzen lassen und damit allgemein zugänglich gemacht hat. Mit Sorgfalt und Mühe haben sich Übersetzer und Herausgeber der bibliophilen Aufgabe unterzogen, haben fast unleserliche Passagen entziffert und das unvollkommene, holprige Französisch der 15jährigen in angemessenes Deutsch übertragen.

So bleibt der Reiz des Textes der jungen Prinzessin erhalten: Sie erweist sich als aufmerksame Beobachterin, die gierig die vielen neuen Eindrücke aufsaugt, als begeisterte Protokollführerin ihres Reiseverlaufes, als freudige Berichterstatteerin von Begegnungen und Strapazen und als unverfälschende Darstellerin zeitgenössischer Zustände.

Der geneigte Leser sollte keine zu hohen literarischen Anforderungen an Form und Inhalt des Reisetagebuches stellen. Er bedenke, daß die Verfasserin ein 15jähriges Mädchen ist; dennoch blitzt die starke Persönlichkeit der späteren Königin auf, leuchtet ihr jugendlich-unschuldiges Temperament, zeigen sich Charme und Koketterie der Prinzessin und sprüht der Humor des jungen Mädchens, wenn sie von ihrem verzweifelten Kampf gegen Flöhe berichtet oder davon, daß ihr Onkel das Abendessen verlassen mußte, weil er sich fürchterlich verschluckt hatte, oder wenn Luise erzählt, daß beim Theaterbesuch in Amsterdam „ein Herr Großmama (eine Prinzessin von Hessen-Darmstadt, d. Verf.) in den Hintern kniff“!

Mit naivem Erstaunen erlebt Luise die 17tägige Reise, die touristischen Sehenswürdigkeiten am Niederrhein und in Holland des Sommers 1791, sie nimmt erhebliche Unbequemlichkeiten und Strapazen für die zehnköpfige Reisegruppe in Kauf. Doch sie wird nicht satt, jede Minute bewußt zu durchleben, alles ihr Mögliche und Erreichbare zu besichtigen; sie wird nicht müde, in den knapp bemessenen freien Minuten dieser prall ausgefüllten Bildungsreise das Erlebte niederzuschreiben. Damit ist der Leser reich beschenkt und sieht wohlwollend darüber hinweg, daß er sich manch tieferen Gedanken, manche Wiedergabe von Äußerungen und Gesprächen wünschte.

Die Übersetzung des Tagebuches wird dankenswerterweise ergänzt durch eine einführend-liebevolle Einleitung des Herausgebers Paul Hartig und durch einen begleitenden Kommentar des Übersetzers Guido de Werd. Letzterer stellt die Reisegesellschaft vor, gibt einen tabellarischen Überblick über zeitlichen und örtlichen Ablauf der Reise und erläutert die politischen Verhältnisse in Holland in einer Zeit europäischer Aufbruchstimmung. Diese historische Einordnung macht die wahrlich nicht adlige, sondern bürgerlich-einfache Reisedurchführung verständlich. Ein sorgfältiger Anmerkungsapparat zu Luisens Text gibt wertvolle Erklärungen.

Erfreut registriert der Leser auch den Faksimile-Abdruck zweier Original-Tagebuchseiten, durch den Orthographie, Schriftbild und Sprachbeherrschung der jungen Prinzessin sowie die mühevollle Arbeit des Übersetzlers transparent werden.

Verehrer der Luise von Mecklenburg-Strelitz, Liebhaber historischer Reisebeschreibungen und Interessenten an zeitgenössischen Quellen werden an diesem Bändchen ihre Freude haben.

Jürgen Ludewig

Goethe und Newton, 2 Denkwelten und ihre Folgen.

Dieser Beitrag erschien in Heft Nr. 99. Leider wurde es versäumt, den Namen des Autors anzugeben, was wir zu entschuldigen bitten und hiermit nachtragen. Der Autor ist unser Caroliner Hans-Dieter Schäfer.

SOMMER

In't gräune, frische Jagdrevier

*Un in den Holt, dor is't so kühhl,
Dor is't so ruhig as de Nacht;
Dat Low, dat rögt sick in den Bom
Un flustert still un flustert sacht,
As leg' de Welt all in den Drom.*

*Heuspringer singt in't kühhle Musch,
As Heimken up den Füerhird;
De Draußel in den Hasselbusch,
De singt dat schöne Wächterlid,
Dormit kein Schaden jug geschüht;
De Specht, de klappt de Laden tau,
Dormit ji liggt in seker Rauh,
Un Kuckuck bläkt mit lude Stimm
As Hofhund üm dat Hus herüm;
Un ganz von firn den Holt entlang,
Dor klingt en lustigen Gesang,
As wenn bi Sommertiden spä
Musik in't Dörp noch wesen ded.
Twei Burßen dörch den Holt lang teihn,
Den Fautstig wandern sei entlang
Un sing'n den lustigen Gesang.
Denn sung de ein irst ganz allein,
Denn klung't, as wenn de Draußel sung,
Denn föll de anner mit herin,
Denn klung't, as ded de Stormwind weih'n.*

*Sei sungen von den willen Wald,
Un wo de Lust so grot doch wir,
Went't rings herüm so hallt un schallt
In't gräune, frische Jagdrevier.*

*Sei sungen von den kühhlen Grund,
Sei sungen von den kühhlen Win
Un von den roden Rosenmund,
Wo de müßt schön tau küssen sin.
Sei sungen von den Storm un Wind
Un von dat Stüwken still un warm
Un von dat schöne Jägerkind,
Un wo't sick rauht in ehren Arm.*

Aus: „De Reis' nah Bellingen“ von Fritz Reuter

De Hasenslingen

Oll Förster Smidt tau Friedrichsmuur
Harr munkeln hört, dat Hüsler Snur
In sienen Goren wildern ded'
Un dat he Hasenslingen läd'.
Un nich blot Slingen harr he leggt,
He harr ok noch 'n Draht anbröcht
Un dissen in de Stuw rinwunden
Un dor 'ne Klingelklock anbunden.
Nu wüßt Snurn Vader gliek Bescheid,
Wenn mal 'n Has' in Aengsten seet,
Denn bimmelt dat, un Vater Snur
Harr wedder 'n schönen Braden dor.

„Töw!“ futert Smidt, „dit will ick kriegen,
Di will ick up dat Dack mal stiegen
Von wägen disse Klingeli,
Paß up, dit Lock verpurr ick Di!
Diss' Nacht hett 't snie't, denn is jo hüt
För Hasenslingen grad de Tied,
Di will ick up de Baud' mal rücken!“

Doch Vader Snur, de harr sien Nücken,
De wier nu grad so klauk as ein,
Un kum harr he den Förster seihn, —
„Haha!“ säd he, „Di hür ick singen,
Du kümmt von wägen Hasenslingen
Un müchst mi woll am lewsten tangen,
Na, kumm man rin, ick bün nich bang'n.“

Dat kloppt. — — — „Herein!“

„Gu'n Abend, Snur!

Wo geiht 't denn noch? Noch ümmer dor?
Ick kam hier äben grad vörbi, —
Taufällig! — Süh, so dacht ick mi,
Besök doch Vadder Snuren mal.“

Snur nödigd nu Herrn Förster dal.

„Achhott, Herr Förster, wo sall 't gahn!
Man hett sien Dauhn, sick dörchtauslahn,
Man möt dat nähmen, as dat kümmt.“
Smidt knippt dat Og'. — „Ja, Snur, dat stimmt,
Dor hett He mal de Woehrheit seggt,
In dissen Punkt, dor hett He recht!“

„Herr Förster, wat helpt all dat Janken,
Man möt den Herrn för allens danken;
Tau'n Bispill, dat nu Snei is follen.
Dor ward de Saat sick ünner hollen
Un ward noch süß sien Gaudes bringen — —
(Gewiß! denkt Smidt, för Hasenslingen!)
Ne, ne, Herr Förster, all wat recht,
Snei is mitünner gornich slecht!“

„Na, as man 't nimmt!“ seggt Förster Smidt,
„Ick för mien Part bün mihr för Hitt;
Denn woväl Wild kümmt nu woll üm!
Wat hemm dat nu de Hasen slimm!
Dor treck ick doch den Sommer vör — —“
Un dorbi kickt he hen un her
Un ward sick hinnen oewerleggen
Un süht denn ok de Klingel hängen.
He wiest nah baben mit den Stock:
„Wat hängt dor för 'ne Klingelklock?“

„'ne Klingelklock? — — ach so!“ seggt Snur,
„De hängt 'ne ganze Tied all dor,
De hew ick henhängt för de Hasen,
De ward'n mi all den Kohl afgrasen.
Dor sünd poor Löcker in de Hecken,
Dor ward'n se schauwies' rinnertrecken.
Un Se, Herr Förster, hemm' jo schräben,

För Hasenschaden würd 't nix gäben, —
Nu hew ick sülwst 'n Middel funden
Un Slingen vör de Löcker bunden
Un hier 'ne Klingelklock tau'n Bimmeln —.“
Un Vadder Snur kriggt nu dat Himmeln,
Wat doch so 'n Has' för 'n Racker wier,
Un dorbi würden 't ümmer mihr,
Un as Snurn Vadder so vertellt
Un mächtig up de Hasen schellt, —
Up einmal geiht dat Bimmeln los.

„Nanu!“ seggt Smidt, „dit 's jo famos!“

„Jawoll!“ seggt Snur tau Förster Smidten.
„Nu ward ein in de Slingen sitten,
Nu söll'n S' mal disse Hopphei seihn,
Nu krieg 'ck em bi de Hamelbein!“
Un dorbi steckt he ünner'n Rock
Sick unverseihns 'nen Hasselstock, —
„Herr Förster, kamen S' blot mal mit!“

Wat heit dit all? denkt Förster Smidt,
Ick denk, oll Snur, dat is 'n Griesen,
De will mi sülwst de Slingen wiesen?
So licht hew 'ck mi de Sak nich dacht!
Un Försting hett in'n Stillen lacht
Un hett em den Gefallen dahn
Un is denn ok mit runnergahn.

Na, richtig, sitt de Has ok dor.
„Dor büst du jo!“ seggt Vadder Snur,
„Nu kumm mal her, — wat is mit di?“ —
Un makt em von de Slingen fri
Un langt nah sienen Hasselschacht —
„Herr Förster, dit 's nu Nummer acht;
Nu söll'n Se mien Rezept mal seihn,
Dat helpt em mächtig up de Bein.“

Snur kriggt sick nu den Hasen her
Un langt em mit den Schacht weck vör:
„Du Rackerhund, di will ick röken!
Wat hest in mienen Kohl tau söken?
Wer hett di Ströper rinnerraupen?

*Süh so, du Aas! — un nu kannst lopen!
Nu lop un segg 't ok jonich nah!"*

*Wat reist de Has', jejajija!
He reist, so wiet de Bein em drägen,
So 'n Fell vull harr he lang' nich krägen.*

*„Jä!“ seggt nu Snur tau Förster Smidten,
„So krieg ick s' all kuschee bi lütten,
Kam ick ehr e i n m a l blot up't Ledder, —
T a u ' n t w e i t e n M a l kümmt keiner wedder, —
Un nu, Herr Förster, kamen S' rin,
't is kolt, ick schenk Se 'n Lütten in!"*

Rodolf Tarnow